

Die Silbergäule

Eine radikale Bücherreihe



Unterm Leichentuch

Eine tolle Spukgeschichte

von

Mynona

Paul Steegemann Verlag Hannover

A 96 - 09030



UNTERM LEICHENTUCH

EIN NACHTSTÜCK

VON

M Y N O N A

1920

PAUL STEEGEMANN VERLAG HANNOVER

A 96 - 09030

Alle Rechte vorbehalten
Erstes bis drittes Tausend
Umschlagzeichnung von Ernst Krantz
Gedruckt als 45.-47. Band der Sammlung *Die Silbergäule*
bei Edler & Krische, Hannover

Sie werden nicht leugnen, es kommt vor, daß man eines Tages ein Briefchen erhält, worin uns unsere alte liebvertraute Wohnung aufgekündigt wird. Ich sagte meinem Sohn, unserem einzigen Kinde, einem hübschen jungen Menschen in den ersten zwanziger Jahren, er solle sich nach einer neuen Wohnung für uns umtun, und Julius bemühte sich auch mit so raschem Erfolg, daß er uns schon am anderen Tage von einem ausgezeichnet für uns passenden Quartier berichten konnte. Halb und halb hatte er sich bereits mit dem Wirte verständigt.

Es wäre ein ruhiges, vornehmes Haus mit wenigen, sehr distanzierten Parteien. Unser Einzug dürfte auch früher erfolgen, ohne daß deshalb mehr Miete verlangt würde; wir könnten in wenigen Wochen übersiedeln.

Meine Frau und ich gingen hin. Wir ließen uns vom Portier die Wohnung zeigen und fanden sie wirklich so schön für uns geeignet, daß wir uns entschlossen, sie zu nehmen. Das Haus lag in einem gartenartigen Villenvororte der Großstadt in ruhiger, offenbar von lauter Rentiers und Pensionären bewohnter Straße. Unsere Wohnung befand sich im dritten Stockwerke, und darüber waren bereits die Bodenträume; ich mag hohe Häuser nicht gern leiden und neige der Ansicht zu, daß Wolken nicht gekratzt werden dürfen. Jedes Stockwerk enthielt nur zwei Wohnungen. Besonders fühlten wir uns von dem altväterischen Charakter des Hauses, der Treppen und der Zimmer im reinsten Biedermeier angeheimelt, welche doch modernsten Komfort nicht vermissen ließen. Außer der unserigen schienen die übrigen fünf Wohnungen (ein sogenanntes Gartenhaus war nicht vorhanden, dafür ein kleiner Garten mit idyllischer Laube, der allen Mietern gehörte) besetzt zu sein. Man las Namen an den Türen: Thorwald, Raschel, Bitzer, Wirkensdorf; an unserer nachbarlichen las ich: „Ezechiel.“ Ich erkundigte mich beim Portier, einem ein wenig schwerhörigen, gutmütig scheinenden, wenn auch scheuen noch kräftigen Alten in grüner Schürze und Schirmmütze: „Ezechels, ja, pikfeine Famillje, pisperleise, nich zu riechen, nich zu hören, selten

zu sehen. Die Alten, zwee Dechder, een Diener und eene
olsche Mammstelle. Passen Se mal uff, da wird lhn keiner
stören, da wird sich niemand wer was erlauben; da sein Se
beruhigt, und wenn was denn dann doch sich sollte vor-
kommen, sind wir doch da, iche und der Wirt, Herr Kunkel; er
wohnt gleich um die nächste Ecke in dem Haus mit'n Hahn
auf'm Giebel. Nu ne, von Ezechels, da ham Se sich nie nich
des Jeringste zu jewährleisten, davor stehn wir lhen ein.“

Wir begaben uns also zu Herrn Kunkel, um die Sache
richtig zu machen. Er empfing uns im Schlafrock, ein Hüne,
durch und durch blond, sehr ungeniert, dabei aber doch auf
guten Ton absichtlich und etwas unbeholfen bedacht. Er
band sich noch rasch die Kordel um den ungefügen Leib
und wischte sich den Frühstück kauenden und danach duf-
tenden Mund: „Megerle, mein Portier, hat mir schon tele-
phonierte, daß Sie die Wohnung rechts im dritten Stock
mieten wollen. Sauberes, schönes, geräumiges Quartier,
nicht wahr? Normalpreis, wir werden uns schon einigen.“

Das war auch bald geschehen, die Sache war richtig. Wir
stellten noch verschiedene Fragen, welche alle zur Zufrieden-
heit beantwortet wurden. In der Tür warf ich noch hin:
„Keine störende Nachbarschaft?“ Er hielt uns noch etwas
zurück: „Wieso störend?“ „Nein, nein, nicht störend; es
sollte eine Frage sein. Links neben uns wohnen doch Herr-
schaften.“ Er strich sich den Bart und besann sich: „Das
sind doch nur Ezechiels; die anderen Parteien wohnen doch
weiter unten. Ezechiels können Sie gar nicht spüren, sind
sehr oft verreist, wünschen keinen Verkehr, leben äußerst
zurückgezogen, sehr nervöse Familie, die froh ist, in Ruhe
gelassen zu werden, und sich gewiß niemandem aufdrängt.“
„Machen die Damen Musik?“ „Das hören Sie gar nicht!
Altes Haus, keine dünnen Rabitzwände; sie musizieren auch
kaum; seien Sie ganz beruhigt!“ „Wohnen wohl schon
lange da?“ „Lange, lange, lange,“ betonte er sonderbar
und, wie es mir schien, verlegen. Ich wollte nicht weiter
fragen; er redete aber von selbst, obgleich es uns gar nicht
interessierte, und wir uns lieber entfernt hätten: „Ezechiels.

Er hat sich zur Ruhe gesetzt, früher Althändler, gut verdient. Heiratsfähige Töchter, die doch nicht aus dem Hause wollen; sogar buchstäblich, nicht einmal in den Garten. Ich glaube, Sie könnten Jahre lang dort wohnen, und wenn Sie nicht wüßten, daß Sie Nachbarn haben, würden Sie glauben, die Wohnung stehe leer; leer“, wiederholte er eigentümlich versonnen. Wir verabschiedeten uns und waren sehr froh, gut untergebracht zu sein. „Um diese Nachbarn kümmere ich mich keinen Pfifferling,“ sagte meine Frau, „scheint ja eine hochmütige Art zu sein. Eigentlich schade; gute Nachbarn können einem das Leben ein wenig erleichtern. Töchter sind auch da; man muß Juliussen in acht nehmen; eins zwei drei verplempern sich junge Leute.“ „So wart es doch ab!“ riet ich ungeduldig. „Du kennst die Leute noch gar nicht und charakterisierst sie schon. Laß nur keine Vorurteile aufkommen!“

Es war ein sehr regnerisches Novemberwetter, als wir dort unseren Einzug hielten. Mit Hilfe von drei festen Kerlen war der lange Möbelwagen bald geleert, und in vier herrlichen Zimmern installierten wir uns sehr behaglich. Das Entree war eine geräumige Diele, aus der man durch ein rundes Ochsenauge auf den Vorflur lugen konnte. Juliussen gaben wir das einzige Zimmer, dessen eine Längswand an die Nachbarwohnung stieß; daneben lag unser Speisezimmer mit den Ebenholzmöbeln auf rotem Teppich; es folgte das gemeinsame Wohnzimmer, das zugleich Salon sein sollte; dahinter unser elterliches Schlafzimmer. Wir hielten kein Dienstpersonal, sondern begnügten uns mit einer Aufwärterin, an die wir seit Jahren gewöhnt waren, Frau Klatsch, der allerdings der neue Portier sofort ein Dorn im Auge oder vielmehr im Ohre war. Die Klatsch plauderte (Julius sagte natürlich klatschte) gern, aber Megerle war schwerhörig, und sie bezog das speziell auf sich; sie behauptete, er sei ihr gegenüber noch besonders taub. Auch nahm sie lebhaften Anstoß an Ezechiels: „Eene Duckmäuserbude. Sogar das Juckloch ham Se zujeschustert.“ In der Tat fiel es mir erst jetzt auf, daß das oeil-de-boeuf da drüben

zugemauert war. Aber näher besehen, schien die Stelle undicht zugetüncht, und es schimmerte, bei genauerem Hinsehen, eine Glasscheibe hindurch. „Das ist so das Richtige“, polterte die Klatsch; „da schielen Sie sich die Augen aus, die Heimtücker. Der Diener ist so'n langer Lulatsch ohne Haar, grüßt nicht einmal; neulich, als ich so spät hier wegging, hab ich ihn gesehen; er schlich ordentlich wie 'ne Katze.“ Diesen bösen Mund des Volkes ließen wir ruhig reden. Ich muß aber gestehen, langsam keimte doch auch in mir ein Ichweißnichtwas von schlechtem Vorurteil auf. Großstädtische Nachbarsleute brauchen sich gewiß nicht nach Art kleiner, kleinstädtischer Leute in die Schüsseln zu gucken. Es scheint mir aber unmenschlich, nicht die geringste Notiz von einander zu nehmen, sich womöglich absichtlich aus dem Wege zu gehen und überhaupt kein Interesse am anderen an den Tag zu legen. Wir gehörten keineswegs zu den Zudringlichen, und doch war es zwischen den übrigen Bewohnern und uns zu Begrüßungen, auch mitunter bei den Damen zu leichter Haustür- und Treppenplauderei gekommen. Man befand sich ja nicht in der Stadt, sondern sozusagen mehr auf dem Lande. Mit Ezechiels aber war es wunderlich. Man sah sie niemals, geschweige, daß man mit ihnen gesprochen hätte. Wahrscheinlich vermieden sie jede Berührung, und nur durch die Dienstboten erfuhr man Dinge, die auch nicht gerade instruktiv waren. Das eine merkte ich: im ganzen Hause war längst die Neugierde intensiv erregt und verlangte nach Stillung. Es gelang aber niemandem, irgend etwas Näheres zu ermitteln. Ein dichter Schleier des Geheimnisses lag über unserer Nachbarwohnung, und allmählich hatte man sich im Hause daran gewöhnt; nur das Dienstpersonal fuhr fort, zu tuscheln und zu spähen, wenn auch ohne jeden besseren Erfolg als eben vage Gerüchte.

„Die da drüben“, sagte die Klatsch, „kriegten niemals nich Post; soviel hat mir Megerle doch gesteckt, als ich ihm das verstopfte Ohr voll tutete.“ Das mochte stimmen, und der Briefträger gab mir sogar die ausdrückliche Bestätigung:

„Nur einmal gab mir die Mamsell — Herrgott nochmal, sieht die aus! wie 'ne Hexe auf Urlaub — 'ne Art Liebesbrief, war aber unbestellbar. Als ich läutete, um ihn wieder abzugeben, und niemand aufmachte, warf ich ihn durch den Briefschlitz und hörte sofort ein Rascheln. Zeitung lesen die auch nicht.“ „An wen war der Brief adressiert?“ konnte ich mich nicht enthalten, zu fragen. „Amtsgeheimnis“, war die stolze Antwort.

Eines Morgens erscheint unser Julius unwirsch und verdrossen am Frühstückstisch: „Die ganze Nacht kein Auge zugetan und gegen Morgen schwer geträumt, ganz verrücktes Zeug, die Nachbarsleute betreffend.“ Er rührte keine Speise an und wollte sich wieder zurückziehen. „Julius“, bat die Mutter, „bist du krank? Ich lasse dich nicht so fort. Sage erst, was dir fehlt, oder isß wenigstens etwas.“ „Ezechiels sind schuld“, behauptete mein Sohn zu unserem Erstaunen. „Was? höre ich recht? Diese so absolut unauffälligen Leute, die sich so totenstill verhalten. Das wird ja interessant! Erzähle!“ drang die Mutter in ihn. Ich legte die Hand auf seinen grauen Jackenärmel: „Was ist denn passiert? Es kann doch kein Geheimnis sein.“ „Ach, wahrscheinlich habe ich geträumt oder gar halluziniert. Mein Kopf ist mir völlig verschoben“, wehrte Julius ab. Wir ließen aber nicht locker, bis er uns haarklein alles verraten hatte, und blieben allerdings so klug wie zuvor. Meiner Ansicht nach hatte er nur sehr beängstigend, vielleicht alpdruckartig geträumt. Meine Frau indessen behauptete, da liege irgend etwas Wirkliches zugrunde.

Die Sache war folgende. Nachts nach elf Uhr war mein Sohn auf sein Zimmer gegangen, hatte sich entkleidet, zu Bett gelegt und war seiner Meinung nach auch sofort, wie gewöhnlich, tief eingeschlafen. Auf einmal hört er sich beim Namen genannt. Er schrickt empor, steht auf, öffnet die Tür zum Speizezimmer, weil er natürlich glaubt, meine Frau oder ich riefen nach ihm. Er horcht angespannt; es regt sich aber nicht das Geringste. Im Begriff, sich wieder ins Bett zu begeben, wird er von einem Schäuder durchrieselt;

es scheint ihm irgend etwas anwesend. Diese Illusion wird so stark, daß er geradezu mit lauter Stimme fragt: „Ist hier jemand?“ Selbstverständlich bleibt alles still; er bekommt keine Antwort. Aber plötzlich elektrisiert ihn ein ferner Klang, der aus der an die Ezechielsche Wohnung stoßenden Nebenwand zu dringen scheint. Was konnte das sein? Sie kennen sicherlich alle Saint-Saëns danse macabre: „Als schlug' man die Hölzlein zum Takte“, so tönte es ganz von fern aus der Nachbarwohnung. Julius glaubte auch eine unwahrscheinlich hohe Singstimme zu unterscheiden — und das mitten in der Nacht. Zuletzt war ein mehrstimmiger, etwas hohler und doch gröhlender Gesang zu zitherartigem Musikinstrument unverkennbar. Jedenfalls war Julius' Nachtruhe unwiederbringlich dahin. Er wälzte sich von einer Seite auf die andere und sank, wie er wenigstens annahm, in einen leichten Schlummer. Ihm träumte, die Wand, an der sein Bett stand (es war eben die, welche an die Nachbarwohnung grenzte), verwandle sich in einen nebelartigen Spiegel, der aber nicht reflektierte, sondern halbdurchsichtig war und ein fremdes Gemach zeigte. Auf der Seite liegend, halb aufgestützt, sah er in einen dämmerigen Raum, dessen Umrisse verschwammen. Jetzt aber kam das Schauerhafte (der Alpdruck, wie ich behauptete): in der Mitte dieses Raumes wölbte sich ein schmaler, grüner Hügel, nichts anderes als ein Grab; und auf diesem saßen zwei wunderschöne junge Mädchen und sangen; die eine schlug dazu eine Zither. Beider Haare waren aufgelöst und seltsamerweise grau. Ihre hellen, fast weißblauen Augen richteten sich mit einer gewissen unheimlichen Gier auf den Schläfer. Das war aber noch nicht alles. An einem übermäßig großen dunklen, achteckigen Tische saß einander gegenüber ein Ehepaar, alte Leute; sie trugen mit Nonchalance, wie wenn es sich nicht anders gehörte, bleiche Leichengewänder und tranken Kaffee, wobei sie von einem unsagbar scheußlichen alten Weibe bedient wurden, welches nackt war. Nach einer Weile öffnete sich eine Tür im Hintergrunde, und ein dünner, langer Mensch in schwarzer Livree meldete: „Gnädige

Herrschaft, der Leichenwagen ist bereits vorgefahren.“ „Halten Sie die Sänften bereit, Alexander!“ befahl der Alte. Die Töchter hielten im Singen ein; alle erhoben sich. Alexander rief etwas zum Fenster hinab, welches weder Scheiben noch Fensterkreuz zeigte. Man hörte dumpfe Tritte, und plötzlich trugen vier Skelette einen Sarg herein, den sie vor dem Alten niedersetzten. Mit Hilfe Alexanders placierte sich der Greis in diesen Sarg und wurde hinaus transportiert. Danach erschienen die Träger noch fünfmal und schafften die ganze Familie und zuletzt Diener und Dienerin hinweg. Die Zimmerwand stellte sich wieder her, und Julius verlor das Bewußtsein.

„Aber ganz selbstverständlich ein Alpdruck“, versicherte ich, während meine Frau sich vor Ekel und Entsetzen schüttelte: „Nein“, behauptete meine Frau, „das geht nicht mit rechten Dingen zu. Träume sind keineswegs Schäume. Nebenan wohnen doch wirklich sechs Personen. Ich will doch die Klatsch fragen, wie der Diener heißt.“ Ich war sehr empört: „Anstatt den Jungen zu beruhigen und ihm dies tolle Zeug auszureden, bestärkst du ihn noch in diesem Wahnsinn.“ „Nenn es nicht Wahnsinn! nenn es Ahsinn!“ dehmelte mich meine Frau an. „Mein Gott“, sagte ich, „diese Familie benimmt sich übertrieben diskret, beinahe mysteriös. Julius ist ein wenig lyrisch-romantisch veranlagt; hat es von seiner Mutter her. Wer weiß, was er gerade vor dem Einschlafen gelesen hat. Ich finde diese Art Gespensterphantasie nicht einmal besonders originell: Skelette, Säрге, Leichenwagen, Gräber; dazu Zitherklänge und junge Mädchen mit gierigen Augen — alles Schablone, Kitsch, lieber Julius. Sei nur kein Kind und gehe du frisch zur Tagesordnung über.“

Die Klatsch erschien und räumte den Frühstückstisch ab, während ich mich in die Zeitung vertiefte. Julius, im Begriff, sein Kolleg aufzusuchen, fragte die Klatsch: „Wie heißt eigentlich der Diener von Ezechiels?“ „Der Lulatsch mit der Glatze? Grüßen tut eipen das alte Gespenst noch immer nicht und muß doch nu schonst wissen, daß ich hierher

gehöre. Wie er heißt? Warten Sie mal — ja, der Megerle hat es mir neulich gesagt, nachdem ich 'ne Viertelstunde in ihn hineingeschrien hatte: Alex oder Alexander Nanu? Was hab ich denn angerichtet? Sie erschrecken ja so?“ Julius war heftig zusammengezuckt, und auch mich überlief es kalt. Wir sagten nichts, und die Klatsch ging kopfschüttelnd zu meiner Frau in die Küche.

„Mein Gott, Julius“, ich legte ihm die Hand auf die Schulter, „sei kein Waschweib! Du weißt, wie es mit diesen Sachen zugeht: natürlich hast du den Namen schon irgendwie hier gehört, ohne darauf zu achten. Ich hoffe doch, du gehst nicht unter das unvernünftige Gesindel der sogenannten Okkultisten! Warte ab, denke nach, lies sorgfältig psychoanalytische Schriften, und dein Traum wird sich ganz natürlich und prosaisch erklären.“

„Dir ist ja selbst nicht recht geheuer, Papa“, konstatierte Julius und traf damit das Richtige. Mir war aber gar nicht so sehr an der Aufklärung des Traumes gelegen wie an der Beschwichtigung Juliussens. „Du bist eben außergewöhnlich sensitiv“, sagte ich, „das hast du von deiner Mutter her; kein sehr glückliches Erbteil. Weißt du was: wir werden dein Zimmer verlegen und zwar gleich heute nacht. Ich werde sofort mit der Mutter sprechen. Das tat ich denn auch, aber die Klatsch mengte sich hinein, und es entstand ein mir widerwärtiges Wortgeplänkel über die Notwendigkeit dieser Maßnahme. Bevor ich meine Frau warnen konnte, war die Klatsch in jenen Traum eingeweiht und schlug nun die Hände überm Kopf zusammen: „Sehn Sie! Das ist nu der reine Spuk. Wenn die Leute auch nur ein einziges Mal einen vernünftigen Besuch bekämen! Ne, dichte dran bei die möcht ich auch nicht wohnen; da hat der junge Herr 'ne böse Nacht gehabt.“ Nach unaufhörlichem Geschwätz ging sie mit unserer Hilfe daran, die Möbel umzustellen. Allerdings sah meine liebe Frau der nun kommenden Nacht mit einiger Unruhe entgegen. Sie bestand darauf, unser eheliches Lager nicht an der fatalen Wand aufzuschlagen, womit ich gern einverstanden war. Daß die Klatsch bei

meiner Frau Öl ins Feuer goß, deren Nervosität noch steigerte, ist überflüssig, anzumerken.

Wer beschreibt aber unser Erstaunen, als es mitten in unserer Möbelpolonäse plötzlich klingelte, und vor uns dreien (die Klatsch öffnete) kein anderer stand, als, allem Anscheine nach, der Diener Alexander. Drüben bei Ezechiels war die Entreetür halb offen, und man blickte in einen dunklen, langen, schmalen Gang, in dem jetzt, am hellen Tage, ein düsteres rotes Lämpchen glomm.

„Sie wünschen?“ fragte ich den hoch dünnen, schwarz livrierten Alten, der seine Kappe abgenommen hatte, so daß man seinen gänzlich nackten Schädel sah.

„Meine Herrschaft bittet um Entschuldigung, wenn vielleicht nächtliche Ruhestörung vorgefallen ist.“ Seine Stimme klang blechern und äußerst höflich: „Das jüngere gnädige Fräulein hat, mutwilligerweise, nachts die Zither gespielt.“

Wir blickten uns sprachlos, aber sprechend an; der Klatsch blieb der Mund offen. Ich indessen empfand eine Erleichterung — ging es doch ganz prosaisch zu. Das war doch der ordinärste Schlüssel zu Juliussens Traum. Ich dankte den Herrschaften, ließ eine Empfehlung ausrichten, und es wäre uns in der Tat recht angenehm, wenn das junge Fräulein seine musikalischen Übungen lieber am Tage abhalten wollte. Alexander verbeugte sich, setzte seine Kappe wieder auf und verschwand in der Tür drüben, die er geräuschlos schloß. Natürlich stritt ich mich mit meiner Frau, und die Klatsch mengte sich ungebeten ein, über die Bedeutung dieses Vorfalls. Ich selber war sehr ernüchert: „Der Junge hat eben im Halbschlaf das Zitherspiel gehört und alles übrige romantisch hinzuphantasiert; ich sage ja immer, daß Meyrink-Ewers eine zuerst einschläfernde, dann aber noch obendrein Alpdruck bewirkende Lektüre ist.“ Meine Frau war anderer Meinung, und die Klatsch sekundierte ihr vorlaut: „Die Wand ist so dick, daß ich es doch nicht verstehen kann. Wenn das Fräulein so übermütig ist, müßte man doch tagsüber mehr davon spüren; es ist ja alles so totenstill, als wenn dort niemand wohnte. Jedenfalls haben die

Leute ein schlechtes Gewissen — qui s'excuse s'accuse . . .“
„Und wie der Kerl die Tür zumacht! Geräuschlos wie 'n
Inbrecher“, sagte die Klatsch.

Endlich war die Umstellung der Möbel vollzogen. Die Klatsch kriegte was extra und entfernte sich. Julius erschien. Wir aßen Mittag. Ich zeigte Julius sein neues Zimmer. Er dankte uns gerührt, bedauerte unsere Anstrengung und lachte bereits ein wenig über seinen Traum. Seine Stimmung war sichtlich gehoben. Man macht ja immer wieder die Erfahrung, daß das selbe, was uns nachts erschüttert und aufweicht, uns am vorrückenden Tage kalt läßt und fest findet. Der schlimme Traum schien in Juliussens Phantasie abgeblaßt zu sein; er ärgerte sich, uns so viel Unbequemlichkeiten verursacht zu haben.

Wir machten nach der Vesper einen winterlichen Ausflug, nahmen das Abendbrod in einem Restaurant und kehrten erst gegen elf Uhr nach Hause zurück. Siehe da, gegenüber bei Ezechiels war die Türe geöffnet, und beim Scheine des roten Lämpchens sah man den Diener und eine fabelhaft häßliche alte Person damit beschäftigt, welche Kränze mit schwarzen Schleifen an einer Art Pyramide zu befestigen, welche sich im Hintergrunde des Korridors erhob. Ehe wir Zeit fanden, unsere Neugierde zu befriedigen, hatte sich die Tür völlig geräuschlos geschlossen.

„Doch ganz sonderbare Gesellschaft“, sagte Julius.

„Entschieden unheimlich“, nickte meine Frau.

Im stillen gab ich beiden recht, hielt es aber im Interesse sanfter Nachtruhe für geraten, gleichgültig zu scheinen: „Unsinn! Was ist daran sonderbar oder gar unheimlich? Wahrscheinlich der Abschluß eines Großreinemachens. Arbeitsame Dienerschaft. Übrigens sehr dekoratives Interieur; Ezechiel soll Antiquar gewesen sein.“

Wir saßen noch eine Weile im Wohnzimmer beisammen. Draußen stürmte die Nacht. Ich blickte zum Fenster hinaus und konnte einen Ausruf des Erstaunens nicht zurückhalten. Zum Hause gehörte ein Garten mit Laube, wie schon erwähnt. Aber diese Laube war jetzt erhellt: unter dunkelgrünen

Lampions saßen auf der Bank, einander umschlungen haltend, zwei junge Mädchen in schwarzen Pelzen; auf dem Schoß der einen lag eine Zither. Mein unwillkürlicher Laut der Befremdung ließ meine Frau und meinen Sohn zum Fenster eilen; es war aber nichts mehr zu sehen; einen Moment zuvor erloschen die Lampions.

„Was hattest du?“ fragte meine Frau, und Julius sah mich gespannt an. Ich gewann es über mich, ihnen diese tolle Wahrnehmung zu verschweigen, schützte Verwunderung über das stürmische Wetter vor, machte mir aber meinen eigenen Reim: Hier gab es höchst wahrscheinlich sehr unglückliche Eltern. Reiche Leute, deren verwöhnte, verzogene Töchter anormal, exzentrisch, phantastisch veranlagt waren — daher diese Zurückgezogenheit, Stille, dieses ganze wunderliche Wesen.

„Wir wollen schlafen gehen“, riet ich. „Hoffentlich schläfst du heute besser als gestern, lieber Julius! Gute Nacht!“

Es mochte gegen zwei Uhr sein, als mich meine Frau weckte: „Hörst du nichts?“

Ich hielt den Atem an. Aus der ominösen Wand, welche im Dämmer des Zimmers kaum sichtbar war, hallten unverkennbare Zithertöne. Ich stand auf und legte mein Ohr an die kalte Tapete. Ich hörte ein Lied singen und die Zither dazu wimmern; eintönig, melancholisch zugleich und zynisch:

Unterm Leichentuch

Juch!

Ruht dein Gebein

Nicht mehr allein

Julius

Kuß.

Herz und Knochen

Längst zerbrochen . . .

So viel klang undeutlich genug in mein Ohr, und mich durchrieselte dabei die peinvollste Empfindung. Ich sagte zu meiner Frau, die sich ebenfalls vom Bett erheben wollte:

„Bitte bleib! Ich begreife nur nicht, warum sie den Diener um Entschuldigung bitten lassen, wenn das junge Mädchen wieder den selben Unfug veranstaltet.“

„Also doch!“ entsetzte sich meine Frau.

„Beruhige dich nur!“ bat ich die Ärmste. „Weißt du, was ich morgen tun werde? Ich gehe ganz einfach in die Höhle des Löwen. Ich werde die Leute aufsuchen, um herauszukriegen, was es mit diesen so reservierten Herrschaften eigentlich auf sich habe. Vorderhand läßt sich in der Sache nicht mehr tun. Versuchen wir, einzuschlafen!“

Aber diese Versuche mißglückten. Man hörte jetzt nämlich auch tanzen, und in das Schleifen der Schritte, die etwas Rasselndes wie von Kastagnetten an sich hatten, mengten sich unbestimmbare Scheltlaute und dumpfes Poltern. Auch vom Treppen Hause her drangen Geräusche, wie wenn vorsichtig schwere Lasten geschleppt würden. Wäre mein Geist nicht vernünftig aufgeklärt gewesen, so hätte ich auf den Gedanken an Spuk verfallen können. Desto mehr tat mir meine Frau leid, deren aufgeklärter Kopf keinen Einfluß auf Nerven und Instinkte gewinnen konnte; sie hatte ganz ehrliches Gruseln und klammerte sich ängstlich an mich an.

„Beherrsche dich, schon Juliussens wegen, der aufmerksam werden könnte, wenigstens bis morgen“, bat ich meine Frau. „Ich verspreche dir, daß ich der Sache morgen auf den Grund gehen will.“ Während ich noch so sprach und ihr gütlich zuredete, klopfte es plötzlich an die Speisezimmertür, und Juliussens Stimme ward vernehmlich:

„Verzeiht mir, liebste Eltern! Ich bin so furchtbar aufgereggt. Bitte kommt zu mir oder laßt mich zu euch hinein.“

Ich öffnete, und Julius erschien in seinem Schlafanzug, ein angenehmer Jüngling, den das Verwirrtsein nicht schlecht kleidete. Seine Kreideblässe preßte der Mutter einen Seufzer aus: „O Gott! Was ist denn mit dir geschehen? Hast du wieder so schlecht geträumt?“

„Geträumt? Es war gewiß mehr als ein Traum. In meinem Zimmer war ein junges Mädchen; es stand ganz

deutlich an meinem Bette, und wir sahen uns in die Augen — dieselbe, die in meinem vorigen Traum Zither geschlagen hatte. Ich war vollständig wach.“

„Wach glaubt man dann immer zu sein“, behauptete ich wider meinen Willen; „man träumt eben, daß man erwache; man träumt die gewohnte Umgebung und bereichert sie mit den unheimlichen Erzeugnissen der eigenen Phantasie. Du triumphierst eben zu früh, lieber Julius, über die Angst der vergangenen Nacht. So leicht und rasch verschwinden solche Produkte der Einbildungskraft nicht mehr aus dem Bewußtsein; sie lauern unter der Schwelle und steigen, durch das nächtliche Dunkel begünstigt, wieder empor. Du wirst dir morgen Bromsalz verschreiben lassen, nicht wahr?“

Julius wurde zum Bild des Erbarmens. Frau und Sohn empörten sich gegen meine Auffassung. „Dann träume ich dich jetzt auch nur, Papa!“ schrie Julius und warf sich auf eine Causeuse.

„Schon möglich, mein Lieber, wenn du durchaus kein Urteil, kein Unterscheidungsvermögen mehr aufwenden willst. Es ist doch wohl ausgeschlossen, daß jemand in deinem Zimmer gewesen ist; also war es ein Traum, eine Halluzination, eine Nervensache, ein Phantasma, kurz alles mögliche, nur nichts wirklich und wahrhaftig in den Zusammenhang deines wachen Lebens Gehöriges; das sollte dir klar sein.“

„Ach, statt zu philosophieren,“ sagte meine Frau, „handle du lieber und verschaffe uns sofort Ruhe!“

„Leicht gesagt, meine Liebste — soll ich etwa in schlechter Manier an die Wand klopfen? Ich rate, Julius, bleibe du ruhig hier bei uns. Der Spuk oder was es ist wird ja endlich einmal aufhören. Man muß eben wohl oder übel zu schlafen versuchen.“

Noch während wir redeten, war es nebenan ruhig geworden, und es fiel auch bis zum Morgen nicht das geringste mehr vor. Nur daß Julius in seiner heißblütigen Jugend seinen Schuh gegen die verruchte Wand warf, und wir ein höhnisches Lachen darüber zu hören glaubten. Die Hoffnung auf Schlaf war jedoch dahin. Wir schlossen kein Auge.

Um so fester setzte ich mir vor, gleich am anderen Vormittage mit Ezechiels persönlich anzubinden und unsere Nachtruhe ein für allemal zu sichern. Ich wiederholte das meiner Frau und dem desolaten Julius so oft, daß ich sie endlich tröstete, aber auch ungeduldig machte, so daß sie den Morgen herbeisehnten.

„Na, wie hat die Herrschaft geschlafen?“ forschte die Klatsch, als sie das Frühstück servierte. Meine Frau antwortete so einsilbig und niedergeschlagen, daß die gute Klatsch sich das Richtige dachte; solche Leute wissen sich ja sofort alles auf das geschickteste zu kombinieren:

„Gar nicht geschlafen? O du Herrjeses ne! Und alles wieder wegen diesem verfluchten Alex, diesem Glatzenschwein. Am liebsten, wenn die Herrschaft erlaubt, möchte ich selber hingehen und es ihm besorgen. Der Herr ist da viel zu höflich dazu.“

„Sie hat gar nicht so unrecht“, sagte meine Frau. „Ich an deiner Stelle wäre schon dort gewesen.“

„Aber ich bitte dich himmelhoch — vor dem Frühstück! Daß andere sich rücksichtslos benehmen, ist für mich gar kein Grund, es auch zu tun. Ich will auch nicht den Diener, sondern den Hausherrn selber sprechen und werde das erst mittags in der Besuchsstunde, unter Innehaltung der sorgfältigsten Höflichkeiten tun; davon verspreche ich mir eine entschiedenere Wirkung, eklatanteren Erfolg als von gleich groben Waffen. Denn man könnte ja daran denken, den Leuten nachts ebenfalls mit einem gediegenen Konzerte aufzuwarten.“

Julius begeisterte sich leider für diesen Gedanken: „Bravo, Papa! Soll ich nicht jedenfalls mein Klavier in dieses Schlafzimmer bringen und an der Traumwand aufstellen lassen? Ich tue das ganz gewiß, wenn dein Besuch nichts nützt.“

„Du läßt das hübsch unterwegs,“ befahl ich, „sonst machst du das ganze Haus eher gegen uns als gegen Ezechiels rebellisch; denn immerhin machen die sehr gedämpften Lärm, den man schwerlich in den anderen Wohnungen hört.“

Julius vernachlässigte sein Kolleg. Er blieb zu Haus, um sich vom Ausgange meines geplanten Besuchs möglichst

authentisch zu überzeugen. So kam die mittägliche Visitenstunde heran. In perlgrauer Hose, schwarzem Rocke, Lackschuhen und Zylinder ging ich, während mir die Blicke meiner Lieben und der Klatsch durch das Ochsenauge folgten, auf die Nachbartüre gegenüber zu. Da fiel es mir erst auf, daß unter dem Namensschild „Ezechiel“ (dessen erste Buchstaben „Ez“ übrigens bereits stark verrostet waren) eine kleine lila Visitenkarte angenagelt war, auf der ich in feingestochener Schrift las: „Y. d'Obon.“

Wer mochte das sein? Etwa die Mamsell? Ich drückte auf den schwarzen Klingelknopf. Statt zu klingeln, klapperte es, wie wenn Erbsen in eine Blechschüssel fallen. Ohne daß man Schritte hörte oder jemand erschienen wäre, öffnete sich nach einer geraumen Weile die Türe wie von selber, und als ich den Fuß über die Schwelle setzte, schien ich mir im roten Lichte des ewigen Lämpchens doppelgängerisch entgegenzukommen: ich war im Begriff, auf einen großen Spiegel zuzugehen. Desto kräftiger trat ich auf, um gegen diese bedrückende Stille zu demonstrieren und den versteckten Türöffner hervorzulocken. Da raschelte es dicht neben mir wie von welken Blättern, und in einer tief ausgehöhlten Nische, neben dem runden Guckfenster, hinter dessen grünlich schillerndem Glase die Ziegel sichtbar waren, mit welchen es außen zugemauert war, stand Alexander in devotester Haltung:

„Womit darf ich dem Herrn dienen?“

„Melden Sie mich Ihrer Herrschaft!“

„O, wohl wegen der letzten Nacht —?“

„Bitte stellen Sie keine Fragen, sondern tun Sie, was ich Ihnen gesagt habe; vielleicht vermuten Sie richtig.“

Die Inkonsequenz meiner wenig diplomatischen letzten Worte rächte sich auf der Stelle, denn Alexander machte noch nicht Miene, mich zu melden; sondern hatte offenbar Lust, mich aufzuhalten und das Gespräch fortzusetzen. Ich wollte mir das nicht gefallen lassen und drang zuletzt, indem ich meine Stimme absichtlich erhob, energisch darauf, unverzüglich vorgelassen zu werden.

„Der Herr werden gütigst verzeihen,“ sagte Alexander ebenso energisch und mit leicht ironischer Höflichkeit, welche mich reizte, „meine Herrschaft empfängt niemals Besuche.“

„Mein Lieber, ersparen Sie sich diese windigen Ausflüchte und melden Sie mich sofort Ihrem Herrn oder Ihrer Dame oder beiden. Sie wissen nur zu gut, daß ich sozusagen mehr geschäftlich komme und gar nicht die Absicht habe, hier einen gewöhnlichen Besuch zu machen. Es muß doch eine Möglichkeit geben, notwendige Anliegen bei Ihrer Herrschaft vorzubringen!“

„Ganz gewiß, das gibt es natürlich: wenn es dem Herrn nicht paßt, mir selber die Angelegenheit zu übergeben . . .“

Ich unterbrach ihn brüsk und war über diese unaufhörliche Impertinenz ehrlich aufgebracht:

„Melden Sie mich jetzt nicht augenblicklich, so werde ich mich schon selber zu melden verstehen.“

Ich wollte ihn beiseite schieben und an die nächste Tür klopfen. Er stellte sich mir aber entgegen und wehrte mich ab, indem er mit einer Hand, deren Eiseskälte mir durch den Ärmel drang, meinen Arm berührte. Dabei stammelte er mit frecher und doch zugleich verlegener Stimme:

„ . . . Hausfriedensbruch . . . der Herr stoßen Drohungen aus . . . Ich habe bestimmten Befehl, niemanden vorzulassen. Sie können aber, mein Herr, mit der Gesellschafterin der gnädigen Töchter, Fräulein Y.d'Obon, alles Notwendige besprechen. Darf ich Sie der Dame melden?“

„So so? Ist das nicht die Dame, von der im Haus die Rede geht, sie sei hier Mamsell? Wollen Sie mich zum besten haben?“

Er versicherte mir, es gebe hier keine Mamsell. Die Dame betätige sich allerdings im Haushalt; das sei beobachtet worden, und daher dächten die Nachbarn, sie gehöre zur Bedienung; er müsse sie aber durchaus als zur Herrschaft gehörig, also als Dame respektieren; und da die Familie wegen ihrer sehr schwachen Nerven auf jeden geselligen und anderen Zusammenhang mit Menschen verzichten müsse, fungiere diese Dame als erklärte Stellvertreterin der Herrschaft in

allen irgend möglichen Angelegenheiten. Danach konnte ich mich nicht wohl weigern, mit der Dame zu sprechen und beauftragte ihn in diesem Sinne. Sogleich griff er nach einem Telephon und sprach in dessen Mundstück einige mir unvernünftliche Worte fast lautlos hinein. Wir warteten ein paar Minuten. Ich hörte ein schnarrendes Geräusch, wie wenn unter dem Fußboden ein Seil oder eine Kette hochgewunden würde. Auf einmal drehte sich der Wandspiegel wie eine Tür in der Angel; eine dahinterbefindliche rote Portiere ging in der Mitte langsam auf, und in ihren Falten erschien die Gestalt eines furchtbar häßlichen altjungferlichen Wesens mit stechend grünen Pupillen:

„Darf ich bitten? . . . Der Herr Nachbar . . . ich denke mir schon, weswegen.“

Ihr dünner, langer Arm, der halb entblößt aus einem weiten, weißen Spitzenärmel hervorsah, winkte mir einladend zu; ich ging durch den langen Korridor mit wunderlichen Gefühlen auf diese effektvolle Zimmertüre zu, verbeugte mich und stellte mich zeremoniös vor.

„Es bedarf dessen gar nicht,“ lächelte sie gräßlich mit heiserer und doch hoher Stimme, „wir kennen unsere Namen ja längst — bitte!“

Damit schob sie die Portiere völlig zurück, und wir gingen in ein ungemein geräumiges Gemach, das einen erschreckenden Eindruck machte, denn der Plafond war schwarz getüncht, die Wände mit der feinsten schwarzen Seide ausgeschlagen, der Boden mit einem schwarzen Sammetteppich belegt. Von der Decke hing an kupfernen Ketten eine schwarze Ampel herab, und das Fensterlicht fiel ebenfalls durch dunkle Gardinen. Im grellen Kontraste dazu wirkten teils elfenbeinerne, teils marmorne Möbel und ein reichfacettierter hoher Spiegel in silbernem Rahmen.

„Sie wundern sich? Aber Schwarz ist meine Lieblingsfarbe; mich degoutiert alles Bunte; nur damit es nicht gar zu eintönig werde, nehme ich Weiß, allenfalls blasses Gelb und Hellgrau.“

Wir setzten uns auf sehr gebrechlich scheinende elfenbeinerne Stühle.

„Ich kann mir lebhaft denken, was Sie zu uns führt; es ist immer wieder dasselbe, und Alexander hat Ihnen bereits gestern unsere Entschuldigungen überbracht.“

„Um so mehr wundert es mich, daß die Störung sich letzte Nacht wiederholt hat. Ich verhehle Ihnen nicht, daß ich die jungen Damen, offenbar die Töchter des Hauses, gestern nacht mitten im Winter bei wildem Sturm in der Laube unten sitzen sah; die Zither war mit von der Partie, und ich muß Ihnen gestehen, daß ich geneigt bin, weniger an jugendlichen Übermut als an etwas ausgesprochen Pathologisches zu glauben. Wie dem auch sei — verstehen Sie nach derartigen Belästigungen und mehrfach verhinderter Nachtruhe meine rücksichtslose Offenheit — diese Exerzitien, Konzerte, Tänze und Umzüge mit irgendwelchen schweren Gegenständen, bis ins Treppenhaus sogar, dürfen unter keiner Bedingung wiederholt werden; ich sehe mich sonst genötigt, polizeilich dagegen vorzugehen, was mir natürlich sehr unangenehm wäre.“

„Wie wäre es,“ fragte zu meinem Erstaunen die Dame, indem sie mich dreist anstarrte, „wenn Sie Ihre Schlafzimer anders anordneten oder wenigstens die gemeinsame Wand schalldicht machen ließen?“

Meine mühsam bewahrte Geduld war im Begriff zu platzen:

„Wie?“ rief ich ganz empört und erhob mich, „das ist alles, was Sie mir erwidern! Sie geben mir keinerlei Garantie, daß der Unfug endgültig aufhört? Da hört sich doch alles auf! Jedes weitere Wort ist überflüssig. Schön, meine Dame! Ich will mir schon festere Garantien verschaffen. Ergebensten Diener, leben sie wohl!“

„Aber Herr Nachbar!“ Sie stellte sich mir in den Weg. „Warum gleich so hitzig? Wir wollen doch überlegen und uns beraten; es war ja nur ein Vorschlag.“

„Ein Vorschlag, den wir zum Teil bereits befolgt haben; unser Sohn schläft bereits wo anders. Mein Schlafzimmer nochmals zu verlegen, nur weil die Damen hier die Nacht zum Tage machen wollen, habe ich nicht die geringste Lust und habe das auch nicht nötig. Das Gesetz ist durchaus

auf unserer Seite. Ich lasse mich auf nichts mehr ein; es sei denn, daß Sie mir die gewünschte Garantie geben.“

Sie ließ sich wieder nieder und nötigte mich mit unwiderstehlicher und ebenso unausstehlicher Freundlichkeit zum Sitzen. Ich konnte mich nicht gut weigern, ohne direkt unhöflich zu werden; sie erklärte mir:

„Pathologisch, sagten Sie; das klingt ja fast beleidigend, der Volksmund drückt sich unumwundener aus. Damen im Winter bei Sturm in einer Gartenlaube, zumal mit Zither und unter grünen Lampions. Getrost hätten Sie ja auch an eine sonderliche Geburtstagsfeier denken können; aber vielleicht hat Ihnen Alexander, der zuweilen etwas zuviel spricht, irgendeine interessante Andeutung über Nervosität gemacht, nicht wahr, und daher will ich Ihnen nichts verübeln.“

„Hm! Ich sehe, Sie sind eine vollendete Diplomatin und kehren den gegen Sie gerichteten Spieß geschickt wieder um. Ich beabsichtige aber durchaus nicht, mich mit Ihnen in ein Gespräch über den etwaigen Gesundheitszustand der wertten Nerven Ihrer Familie einzulassen. Einstweilen liegt die Gesundheit meiner eigenen Familie mir noch mehr am Herzen. Geben Sie mir gütigst sofort die verlangte Garantie oder lassen Sie mich gehen, wenn Sie das, wie es mir scheint, nicht können. Diplomatie wird Ihnen hier nichts helfen.“

Die Dame legte ihre dünnen langen Hände in den Schoß, lehnte sich zurück, spitzte süßlich ihren mit grätenartigen Zähnen bewehrten Mund und lachte gellend auf:

„Warum denn nur so bitter? Sie erregen sich so furchtbar, daß Sie schon verzeihen müssen, wenn ich mich ein wenig amüsiere.“

Auch das noch! Der Dame mußte entschieden heimgeleuchtet werden. Ich erhob mich von neuem, während sie sitzen blieb, und erklärte:

„Ich will Ihrem Amusement nicht länger hinderlich sein. Behalten Sie nur Platz, ich finde den Ausgang allein. Sie werden im Laufe des Tages noch von mir hören; man wird sich eben in einer weniger höflichen, dafür aber wirksamen Form mit Ihnen verständigen. Dieses eine will ich Ihnen noch sagen:

Trotz der bereits ausgeführten Verlegung unserer Schlafzimmerr hat mein Sohn keinen Schlaf gefunden“ . . .

Sie stand auf und unterbrach mich:

„Vielleicht ist der Herr Sohn desgleichen nicht mit ganz normalen Nerven begabt?“

Ich fuhr auf, sie fügte aber sofort hinzu:

„O, warum diese Tragödie! Wenn ich Ihnen übrigens vorschlug, die Wand schalldicht machen zu lassen, so war selbstverständlich damit gemeint, daß Ezechiels die Kosten tragen sollen. Sind Sie einverstanden, Herr Nachbar, so veranlasse ich sofort telephonisch das Nötige.“

Das schien mir denn doch erwägenswert; ich besann mich eine kleine Weile und wurde ruhiger. Als ich aber den Mund öffnen wollte, um in gemäßigerem Tone zu antworten, geschah etwas so Überraschendes, daß er mir vor Erstaunen offenstehen blieb: die eine schwarztapezierte Wand rollte plötzlich langsam nach unten, und das Leichenwagenzimmer erweiterte sich um einen halbkreisartigen Raum, worin zwei wunderschöne junge Mädchen in hellen, schleierdünnen Gewändern einander gegenüber an einem ovalen Ebenholztische saßen und große Immortellenkränze zusammensetzten. Ich konnte nicht umhin, mich zu verbeugen. Die Damen erhoben sich, und Y.d'Obon machte uns miteinander bekannt:

„Da — unsere Jüngere,“ — sie wies auf eine überaus zarte, blasse Blondine — „Ihre Verbrecherin, Unruhestifterin, Zitherspielerin. Bitte den Herrn Nachbar, der außerordentlich erzürnt ist, um seine Verzeihung!“

„Ich will sie Ihnen gern gewähren,“ sagte ich freundlich, bevor das Mädchen seinen etwas breiten und aus der Bleichheit der Züge fieberhaft rot hervorbrennenden Mund öffnete, „aber Sie müssen mir versprechen, nach elf Uhr nachts keine Musikübungen und Tänze mehr zu veranstalten.“

Damit hielt ich ihr meine Hand hin:

„Schlagen Sie ein, mein Fräulein!“

Sie aber tat es nicht. Sie sah mich geistesabwesend aus leeren Augen an, legte beide Hände an ihre Schläfen, rannte im Zimmer hin und her und schrie plötzlich irrsinnig auf:

„Zu Hilfe! Vater! Mutter! Alexander! Rasch, rasch!“

Dann fiel sie ohnmächtig hin. Y. d'Obon verschwand durch die Spiegeltür. Die andere Schwester drückte auf einen Knopf in der Halbkreiswand, welche sofort in der Mitte wie eine Schiebetür rollend nach beiden Seiten hin sich auftrat und den Blick in einen Saal freigab, in welchem brennende Kandelaber um zwei Säрге aufgestellt waren. Starr über diese Szenerie, glaubte ich, verrückt zu werden, als etwas derartig Tolles sich ereignete, daß ich unmittelbar darauf meine Besinnung verloren haben mußte. Denn aus den Särgen richteten sich in Leichengewändern ein alter Mann und eine halbverwese ältere Frau hoch. Der Alte, halb bereits Skelett, stieg heraus und war seiner Frau galant beim Aussteigen behilflich, und beide eilten, ohne sich um mich zu kümmern, auf die am Boden liegende Ohnmächtige zu:

„Juliane!“ klagten ihre mürben Stimmen. Die Schwester wies mit ausgestrecktem Zeigefinger, offenbar anschuldigend, auf mich. Alexander erschien, in der Hand eine Schale, in der eine dunkle Flüssigkeit schäumte. Ich weiß nur noch, daß die d'Obon wieder auf mich zutrat, aber in der scheußlichsten Nacktheit, mit Leichenflecken lila tätowiert. Ich verlor mein Bewußtsein.

Als ich es wiedererlangte, lag ich, wohlgebettet, in meinem ehemaligen Schlafzimmer und fand die Meinen und auch die Klatschsorglich um mich bemüht. Ich besann mich nur mühsam noch auf die schrecklichen Vorfälle, und natürlich erhielt ich, weil der Arzt es verboten hatte, und man mich schonen wollte, vorläufig keinerlei Auskunft. Zwei Tage lang schlief ich mehr als ich wachte. Dann aber drang ich darauf, wieder aufzustehen, und man konnte mir nur das Folgende mitteilen:

Da ich auffallend lange bei den Ezechiels geblieben war, und man fortwährend in deren Wohnung lautes Lachen, surrende und rollende Geräusche, Klageschreie und Hin- und Herlaufen hörte, wurden die Meinigen ängstlich und klingelten und pochten an die Nachbartür. Nach längerer Weile erschien endlich der Diener und teilte sehr höflich

und sehr vorsichtig und beruhigend mit, daß ich in eine leichte Ohnmacht gefallen wäre:

„Der Herr haben sich leider viel zu sehr aufgeregt, weil meine gnädige Herrschaft nicht gleich nachgeben wollte. Der Herr werden aber bald wieder zu sich kommen; wir haben ihm etwas eingeflößt.“

Damit schloß er zum Entsetzen der Meinigen die Tür, erschien aber gleich darauf wieder mit meinem ohnmächtigen Körper, den er sorglich halb trug, halb stützte. Man transportierte mich in meine Wohnung, legte mich zu Bett und holte den Arzt. Inzwischen war Alexander im Auftrage der Ezechiels mehrmals dagewesen, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen. In den letzten Nächten habe sich nichts Auffallendes mehr ereignet, nur daß Julius fortfahre, schwer zu träumen und die Vision eines jungen Mädchens zu haben, welches der Arzt aber nur als sehr plausibles erotisches Symptom bewertete.

Was nun? Ich war mir ja durchaus im unklaren darüber, ob ich nicht vielleicht bald nach meinem Eintreten bei Ezechiels, vielleicht bereits im Korridor, ohnmächtig geworden wäre? Niemand würde mir glauben, ich selber nicht einmal, daß das, was ich da erlebt hatte, meinem wachen Bewußtsein zuzurechnen wäre. Tatsache aber blieben doch wohl die Beängstigungen unseres Julius; Tatsache meine Beobachtung der beiden Mädchen in der Laube; Tatsache die nächtlichen Ruhestörungen. Die Annahme, daß, wie es ja manche Stätten an sich haben, ohne daß man zur Hypothese von sogenannten Spukhäusern zu greifen braucht, etwa unsere Wohnung gewisse nervöse Dispositionen schaffe, war zwar zulässig, ermöglichte mir aber keine denkbare Abhilfe, es sei denn, daß wir ganz einfach das Feld räumten und wieder umzögen. Sollte man sich wirklich von neuem diese mühseligen Umstände machen? Lieber wollte ich doch zuerst nochmals den Wirt, Herrn Kunkel aufsuchen, um über diese Ezechiels Näheres zu erfahren.

Kunkel empfing mich wiederum sehr jovial:

„Mit der Wohnung sind Sie doch gewiß zufrieden?“

Ich zögerte mit der Antwort.

„Nanu? Wo fehlt's denn? Soll was repariert werden? Darin bin ich durchaus entgegenkommend. Erkundigen Sie sich mal bei den Mietern!“

„Nein, nein, alles in Ordnung — bis auf die nächste Nachbarschaft, welche nachts Radau macht.“

Kunkel schien mir ein äußerst prosaischer Herr. Es hatte wohl nicht den geringsten Sinn, sich mit ihm auf irgendwelche Finessen einzulassen; sondern „Radau“ war das Wort, auf das er richtig reagieren würde; zu meinem Erstaunen reagierte er aber seltsam. Er zwinkerte verlegen mit den Augen, schlug sie endlich nieder und wurde zusehends blaß. Dann lachte er gezwungen:

„Radau! Doch kaum möglich . . . was für Radau?“

„Bei den Ezechiels. Man spielt die Zither, tanzt und schleppt irgendwelche Lasten. Ich habe mich selber bereits bei diesen Nachbarn beschwert“ . . .

„Sie sind dort gewesen?“ Er sah mich verdutzt an.

„Warum wundert Sie das?“

„Ach wundert . . . es wundert mich gar nicht. Ich weiß nur, daß die Leute gar nicht zu sprechen sind.“

„Stimmt; ich habe auch nur mit dem Fräulein V. d'Obon gesprochen.“

Da ich dem Kunkel irgendeine rätselhafte Verschlossenheit, ein böses Gewissen, eine heimliche Mitwisserschaft deutlich anmerkte, beschloß ich, diplomatisch vorzugehen und ihm alle verdächtigen Tatsachen zu verschweigen. Er durfte nichts Problematisches, das er leicht weglachen würde, von mir hören, sondern nur die nüchterne, aber energische Beschwerde über ruhestörenden Lärm aus der Nachbarwohnung, so daß er einschreiten mußte. Diesem Menschen von Visionen, schwachen Nerven, Träumen erzählen, um ihn zu rühren, schien mir durchaus einfältig und nutzlos. Man mußte den Mann zwingen, sich zu verraten; daß er etwas wußte, spürte ich seinem unsicheren Verhalten unverkennbar an.

„Wenn Sie mit der Dame gesprochen haben,“ sagte er, „so ist doch wohl alles gut?“

„Nichts ist gut. Sie hat mir nicht die geringste Garantie gegeben, daß der Lärm sich nicht wiederholen werde. Sie riet mir, die Zimmer zu verlegen oder die Wand schalldicht zu machen.“

„Gar nicht so übel!“ sagte Herr Kunkel.

„Daß Sie das gutheißen, wundert mich. Erstens sind die Zimmer schon einmal umgestellt worden; genutzt hat es nichts. Gewiß könnte man die Wand verkleiden lassen. Ich möchte aber nicht in einem Hause wohnen, in welchem es nachts nicht ruhig zugeht. Ich wünsche keine Nachbarschaft, welche sich am Tage mäuschenstill verhält, dafür aber nachts um so geräuschvollere Belustigungen arrangiert, und ich wundere mich, daß Sie das so kalt läßt.“

Er hatte seine Ruhe ersichtlich wiedergewonnen:

„Wissen Sie,“ sagte er, bot mir eine Zigarre und steckte sich selbst eine an, „ich stehe auf dem Standpunkt: laß die Leute man tun, was sie wollen — Hauptsache, daß keiner den anderen stört.“

„Sie hören aber doch, daß es mich stört. Ich finde Ihren Standpunkt sehr bequem, aber nicht solide. Abgesehen davon“ — ich mußte nun doch an Kunkels etwaige feinere Instinkte appellieren — „würden mich Nachbarn mit derartigen Gewohnheiten, ich wiederhole Ihnen das, derartig stören, daß meine Nerven und auch die der Meinigen darunter leiden würden. Ich bitte, seien Sie so gut und reden Sie noch heute selber mit den Herrschaften!“

Er unterdrückte eine Gebärde des Erschreckens und sagte dann eifertig:

„Ich werde ihnen sofort schreiben; gewiß! Wenn Sie wollen, jetzt gleich, in Ihrer Gegenwart; wenn Sie wollen, nach Ihrem Diktat. Sie haben vielleicht die Güte, den Brief dort abgeben zu lassen?“

„Das wäre das wenigste; aber glauben Sie denn, daß es etwas fruchten wird?“ Ich sah ihn zweifelnd an. „Noch einmal eine solche Nacht, und ich wende mich direkt an die Polizei.“

Kunkel hob beide Hände beschwörend hoch und richtete einen fast flehenden Blick auf mich:

„Nur das nicht! Scherereien mit der Polizei sind mir etwas ganz Grauenhaftes. Warten Sie, ich telephoniere sofort meinem Tapezier. Wir lassen die Grenz wand heute noch dicht abwartieren. Sie schlafen dann heute nacht wie gewiegt, nicht wahr?“

Ich diktierte ihm den Brief und erklärte mich vorläufig einverstanden. Wir verabschiedeten uns mit sauersüßer Höflichkeit. Den Brief gab die Klatsch an Alexander; er hätte mächtig gegrinst, meinte sie ärgerlich, hätte ihn dann aber in ihrer Anwesenheit der Y. d'Obon eingehändigt. Mittags kam Julius sehr aufgelegt aus seinem Kolleg:

„Denkt euch,“ erzählte er lächelnd, „wen ich kennengelernt habe! Den Störenfried des Hauses, niemand anders als die jüngere Tochter von dadrüber. Und denkt euch, wie sie heißt! Nicht anders als Juliane — ist das nicht märchenhaft?“

Ich legte die Gabel aus der Hand; der Klang „Juliane“ berührte mich schauerlich. Meine Frau wollte aus Schonung für mich nichts weiter hören. Ich mußte aber nähere Auskunft haben. Der Gedanke, daß hier ein richtiges Rätsel bestand, ließ mich nicht mehr los. Julius mußte mir alles berichten:

„Wie hast du die Dame kennengelernt?“

„Sehr einfach. Sie stand eben vor ihrer Tür, als ich nach Haus kam, mit einem großen Immortellenkranz, der ihr aus der Hand fiel. Ich hob ihn natürlich auf, sie bückte sich auch danach; dabei stießen unsere Köpfe zusammen. Ich entschuldigte mich. Sie lachte, war sehr freundlich und verschwand, wie es schien, von innen gerufen. Ein wunderschönes Mädel! Nur sehr bleich.“

„Junge,“ warnte meine Frau, „nur keine Annäherungen mehr; wir haben, dünkte ich doch, genug davon!“

Auf einmal wurde Julius stutzig, schüttelte den Kopf, sah traumverloren vor sich hin und raunte, mehr zu sich selber:

„Jetzt fällt mir plötzlich ein, an wen sie mich erinnerte, so daß ich sofort glaubte, sie bereits zu kennen: sie ist mir damals, als ich zu euch flüchtete, im Traum erschienen — eine Vision . . .“

„Junge,“ rief ich, „hör davon auf! Jetzt wird es mir entschieden zu bunt. Verliere dich doch nicht in diese Phantastik! Es hat gar keinen Sinn, diesen, ich gebe zu, auffallenden Dingen weiter nachzudenken. Man hat nur die Alternative, sie irgendwie natürlich zu erklären, etwa durch die feinste Sensitivität des Wahrnehmungsvermögens, außergewöhnliche und unmerklich gesteigerte Schärfe der Sinne, die sich besonders nachts regen mag; oder man wird zum einfältigen und im Grunde einfach dummen Gespensterscher, der auf dem Niveau der Ammen und alter Weibsen kindisch herumturnt.“

Nach Tisch erschien der Tapezier mit einem Gehilfen. Meine Frau und die Klatsch machten sich unter so viel Murren und Knurren daran, das Schlafzimmer zur Hälfte auszuräumen und ein paar Bilder von der Wand zu nehmen, daß der Tapezier sie trösten zu müssen glaubte: die Arbeit werde nicht lange dauern, und vielleicht bringe sie doch eine radikale Abhilfe. Die vorigen Herrschaften hätten allerdings vorgezogen, die Wohnung zu verlassen.

„Was?“ Ich war in Überzieher, Hut und Stock in der Hand, zum Ausgehen fertig. Aber die letzten Worte des Tapeziers hielten mich zurück:

„Stand die Wohnung hier nicht lange Zeit leer? Wissen Sie vielleicht, wo der vorige Mieter jetzt wohnt?“

Es war mir noch nicht eingefallen, mich nach den Erlebnissen unserer Vorgänger zu erkundigen. Der Tapezier kletterte auf die Leiter, welche sein Gehilfe hielt, während er ihm Utensilien und große Stoff- und Wattebüsche hinaufreichte. Mit ein paar langen Nägeln zwischen den Lippen quetschte er langsam hervor:

„Der Herr Kunkel hat nicht gern, daß darüber geredet wird. Im Vertrauen gesagt: wegen der Ezechiels sind schon einige Mieter Ihrer Wohnung hier ausgezogen, weil die Leute nachts so wunderlich werden, daß man hier schlecht schlafen und böse träumen soll. Es sind reiche Leute und wohnen schon so lange hier, daß Kunkel wahrscheinlich nicht gern kündigen will; er läßt die Wohnung lieber leer stehen. So wunderliche Familien sind selten. Ihr Vorgänger war ein

alter Junggeselle mit einer Wirtschafterin, und besonders zwischen der und dem alten Fräulein bei Ezechiels soll es fast zu Handgreiflichkeiten gekommen sein wegen Nachtmusik, und weil die Wirtschafterin komischerweise auf die Alte eifersüchtig wurde, da die dem Herrn oft im Traum erschien. Vor etwa drei Jahren kam dann die Tragödie. Die Wirtschafterin starb hier plötzlich; man weiß nicht recht, woran; und der Herr gab kurz darauf die Wohnung auf, verkaufte seinen Hausrat und zog, soviel ich weiß, ins Ausland. Aber deshalb lassen sie sich die schöne Wohnung ja nicht verekeln! So vernünftig hätte man längst sein sollen, die Wand hier abzudichten; übrigens verteufelt dicke Mauer; der Lärm dringt wohl durch Lücken zwischen den alten Ziegeln.“

Diese Aufklärung war mir natürlich interessant, und ich beschloß, Megerle, den Portier, ins Gebet zu nehmen. Er saß wie gewöhnlich, seine lange Pfeife rauchend, hinter dem Glasfenster in der Loge. Infolge seiner Schwerhörigkeit konnte ich mich ihm schlecht vernehmlich machen; schließlich griff ich mit der Hand durchs Fenster und rüttelte ihn am Arm:

„He, Herr Megerle!“

Er fuhr herum und grüßte mich mit Frage im Blick, ohne sich übrigens zu erheben.

„Sagen Sie mal, unsere Wohnung ist doch schon von früheren Mietern her, wegen der Ezechiels, längst im Gerede?“

Er blickte mich verschlossen an und legte die Hand ans Ohr. Ich wiederholte ihm meine Frage.

„Im Gerede,“ — er stand auf, stellte die Pfeife weg und rieb sich die Hände — „Sie wern doch uff so'n Jerede nichts jeben? Fast jedes alte Haus kommt eben ins Jerede. Is ja keen Wunder! Weil die Ezechiels oben sich zurückziehn, nicht wahr, soll jleich der Teufel bei ihnen los sind. Kehren Sie sich nich an des Jerede. Wenn Ihre Wand oben erst ausjepolstert is, wern Sie ruhig und jemütlich hausen. Lassen Sie man die ollen Klatschweiber reden!“

Das letzte ging wohl auf unsere Klatsch. Mit dem Manne war nicht viel anzufangen; aus ihm würde ich nichts herausbringen. Es war das beste, alle weiteren Maßnahmen

vom Ausfall der nächsten Nacht abhängig zu machen. Als ich gegen Abend von einigen Geschäften und einer kleinen Promenade nach Haus kam, fand ich unser Schlafzimmer wieder in alter Ordnung. Die Wand war so geschickt verkleidet, daß man ihr nicht die geringste Veränderung anmerkte. Beim Abendbrote fiel uns beiden, meiner Frau und mir, an Julius eine tiefe Niedergeschlagenheit, Blässe der Züge und dennoch eine heftige Erregbarkeit und Reizbarkeit auf. Es war uns aber nicht möglich, ihn zur Beichte zu bewegen. Er sah sehr oft nach der Uhr.

„Hast du etwas vor?“ fragte ich ihn, „oder bleibst du bei uns?“

„Ich bleibe,“ antwortete er einsilbig.

Er begab sich früher als sonst auf sein Zimmer. Nach elf Uhr suchten auch wir das unsrige auf, diesmal in der sichersten Hoffnung, durch kein Geräusch gestört zu werden. In der Tat schliefen wir in altgewohnter Weise ruhig ein. Es geschah nichts Auffälliges. Trotzdem war uns beiden beim Aufstehen morgens nicht wohl zumute. Meine Frau besonders klagte über eine Bedrückung, welche bis zur Angst ging.

„Seltsam,“ sagte ich, „passe auf, so wunderbar es ist, ich glaube, wir werden wegen dieser Imponderabilien die Wohnung aufgeben müssen; aus geradezu ‚mystischen‘ Gründen. Ich bin ein leidlich aufgeklärter Mann und soll nun ins trübe Fahrwasser der Spiritisten und üblen Phantasten geraten!“

Die Klatsch deckte den Frühstückstisch:

„Sonst ist der junge Herr immer schon vor Ihnen hier; heut schläft er lange,“ sagte sie; „die Wand hält nu dicht.“

„Klopfen Sie mal an seine Tür und wecken Sie ihn; er darf sein Kolleg nicht verschlafen.“

Längst hatten wir unser Frühstück absolviert und die Lektüre der Morgenzeitung beendet, und Julius ließ noch auf sich warten. Ich bat meine Frau, nach ihm zu sehen; die letzten schlaflosen Nächte schienen sich kompensieren zu wollen; ich hatte noch kein Arg, obwohl ich von einem gewissen Vorgefühl nicht frei war und sofort aufsprang, als mir meine Frau ängstlich mitteilte, daß sie auf Klopfen und Fragen keine

Antwort bekommen habe. Aber Julius pflegte seine Tür nicht abzuriegeln. Möglicherweise hatte er sich hier daran gewöhnt. Ich legte die Hand auf die Klinge seiner Tür:

„Julius! Auf! Es ist bald neun Uhr!“

Keine Antwort und nicht das geringste Geräusch. Ich erwehrte mich mit aller Macht der üblen Befürchtungen, welche in mir aufkommen wollten; es gelang mir aber gar nicht, meine arme Frau zu beruhigen, die ganz fassungslos war.

„Ich bitte dich, warte doch erst ab! Es ist nichts; er holt den verlorenen Schlaf der letzten Nächte nach; gerade ein Zeichen von Gesundheit.“

„Er war gestern abend so niedergeschlagen und ging so früh schlafen?“

Ich trommelte jetzt ganz laut an die Tür, ohne daß ein Lebenszeichen kam.

„Auf alle Gefahr!“ Ich stieß den Fuß mit solcher Kraft gegen die alte Holztür, daß die Klatsch erschrocken aus der Küche gerannt kam. Ich tat noch einen wuchtigeren Stoß, und die Tür flog auf. Wir stürzten in das Zimmer, aber — entsetzlich! — es war kein Julius zu entdecken, trotzdem doch das Zimmer von innen abgeriegelt war. Die Klatsch war uns erregt nachgeeilt und fing meine Frau, welche von einer Ohnmacht angewandelt wurde, in ihren Armen auf. Wir betteten die Ärmste auf das Bett unseres rätselhaft verschwundenen Sohnes. Ich untersuchte das Zimmer und besonders Juliussens Sachen, seine Kleidungsstücke und Briefschaften wie ein Detektiv, um einen Anhaltspunkt zu finden. Von seiner Garderobe fehlte nichts als der Schlafanzug; er mußte sich in diesem entfernt haben — was sollte man davon denken! Seine Kolleghefte und sonstigen Papiere gaben keinen Aufschluß. Ich stöberte in den Taschen des vor seinem Bett auf einem Stuhle liegenden abgelegten Jacketts und fand in einer inneren Seitentasche ein nach Moschus duftendes kleines vergilbtes Billett mit zerfasertem Rand, auf dem ich einige Zeilen in metallisch glänzender Schrift sah. Ich laß mit Verdruß, Bangigkeit und Empörung das Folgende:

„Lieber Herr Julius!

Verzeihen Sie einer Unglücklichen, die sich in Liebe verzehrt, und welche von ihren eigenen Angehörigen seelische Martern erduldet, diesen ungewöhnlichen Schritt, welchen sie selber verdammt, ohne die Kraft zu haben, ihn zu unterlassen. O Julius! Ich habe Sie beim ersten Anblick unendlich liebgewonnen. Sie müssen mich anhören. Sein Sie heute nacht, noch vor elf Uhr, an unserer Entreetür. Kommen Sie bestimmt! Wir werden ungestört sein! Ihre Sie anbetende, Ihnen ganz gehörende
Jul . . . echiel.“

Das gab natürlich ein jähes, tief unerfreuliches Licht. Im übrigen war also die Tür des Jungen gar nicht von innen, wie wir annehmen mußten, sondern von außen verschlossen worden. Recht schonend weihte ich meine schwache Frau in diese Entdeckung ein und gab ihr das Billett zu lesen.

„Eine derartige Schamlosigkeit!“ stöhnte sie zitternd und schickte die Klatsch hinaus. „Du mußt sofort hinüber und eventuell das ganze Haus alarmieren. Was sind denn das nur für Leute! Ich ahnte doch Unheil, und es ist eingetroffen.“

„Nun, nun, ein junger Mensch kann solch weiblichen Lockungen nicht leicht widerstehen. Das Mädchel ist mehr schuld als Julius. Sie ist hübsch genug, und ich muß gestehen, ich kann dem Bengel nachfühlen.“

„Ach, rede nicht so viel! Sieh lieber rasch nach, was da geschehen ist.“

„Im nächsten Augenblick war ich an der Ezechielschen Wohnung. Aber auf mehrmals in immer kürzeren Abständen wiederholtes längeres Klingeln und Klopfen öffnete niemand, und man hörte nicht das geringste Geräusch. Meine Frau und die Klatsch waren mir nachgekommen. Ich schickte die Klatsch zum Portier. Wir beide fanden uns in der traurigsten Verfassung.“

„Vielleicht sind diese Leute noch nicht aufgestanden,“ redete ich auf meine Frau ein, „und wenn unser Junge hier sein sollte, kann er sich denken, wer hier Einlaß begehrt, und will sich nicht verraten.“

„Aber der Diener müßte uns doch hören und zum Vorschein kommen“, — meine Frau bekam einen Weinkrampf, und ich wußte mir selbst nicht mehr zu helfen. Schritte kamen langsam genug die Treppe herauf; die Klatsch und der Portier wurden sichtbar und auch hörbar, denn Megerle ächzte gott-erbärmlich beim mühsamen Erklimmen der Treppenstufen.

„Wat is nu wieder mal los hier oben?“ fragte er mit leiser Unverschämtheit, wurde aber schüchtern, als er meine Frau schluchzen sah.

„Mein Sohn ist bei Ezechiels,“ erklärte ich ihm möglichst nüchtern, als ob wir nichts Auffälliges daran fänden; „er soll in sein Kolleg; ich wollte ihn holen. Es meldet sich aber hier auf langes Klingeln und Klopfen niemand, so daß meine Frau schon an ein Unglück glaubt. Haben Sie einen Nachschlüssel oder Dietrich — sonst geh ich zur Polizei.“

Die Klatsch riß Augen und Mund auf, äußerte sich aber nicht. Megerle war sichtlich erschrocken. Bei dem Wort „Polizei“ fiel er mir sofort ins Wort:

„Ne, ne! Nu lassen Sie man! Ick bin gleich wieder hier; hole mir Handwerkszeug.“ Er stieg schwerfällig wieder nach unten. Die Klatsch bat:

„Soll ich nicht lieber rasch nach der Polizei? Haben Sie gemerkt, wie der Mensch zusammengezuckt ist, als er ‚Polizei‘ hörte — irgend etwas ist hier faul.“

Sie bestätigte den Eindruck, den ich längst hatte. War nicht bereits Künkel, der Wirt, ängstlich bemüht gewesen, alle Polizei fern zu halten!

„Helfen Sie mal vorläufig meiner Frau!“ sagte ich zur Klatsch, „und wenn es sich nicht bald herausstellt, was hier vorgefallen ist, gehe ich selbst zur Polizei; das ist besser.“

Megerle stellte uns auf eine harte Geduldprobe; wir mußten noch gegen zehn Minuten warten, bevor wir ihn wieder heraufkeuchen hörten. Er erschien mit einem Handwerkskasten und einem rasselnden Schlüsselbunde. Zuerst versuchte er einen Schlüssel nach dem anderen; es wollte aber keiner passen. Drinnen blieb trotz den lauten Geräuschen alles still. Dann versuchte es der Alte mit einem Dietrich, ohne zum

Zweck zu gelangen. Er ließ sich von der Klatsch eine Haarnadel geben, bog sie krumm und führte sie in das Schlüsselloch ein, erreichte aber nichts. Schließlich begann er mit einem Schraubenzieher umständlich das äußere Schloß abzuschrauben. Als auch dann noch die schwere Thür widerstand, und auch ich meine Kraft vergebens anstrengte, riet ich ihm, es aufzugeben, und wollte zur nächsten Polizeiwache.

„Bester Herr!“ flehte er förmlich, „bitte lassen Sie mich doch zu Herrn Kunkel gehen; der hat sicher einen Schlüssel.“

„Warum sperren Sie sich denn so dagegen, daß ich die Polizei hole?“ Ich sah ihn scharf an; „Sie machen sich ja verdächtig!“

„Ich mir verdächtig!! — Des wäre!!“ Er war heftig aufgebracht. „Wat denken Sie von mir? Aber nu ne, hier wird ebenst über die Ezechels immer jeklatscht und jestänkert. Verleicht sind die Leute jar nich zu Hause und lhr Sohn is mit die mitjejangen. Wat denken Se denn immer jleich det Schlimmste?“

„Gut,“ sagte ich, „Sie gehen sofort zu Herrn Kunkel, und ich hole zugleich die Polizei; ich habe Sie doch nicht um Erlaubnis zu bitten.“

Damit wollte ich an ihm vorbei zur Treppe, woran er mich mit Worten und zuletzt zu meiner Wut sogar handgreiflich zu verhindern suchte. Ich stieß ihn zur Seite und rannte die Stufen hinab. Er folgte mir mit überraschender Gewandtheit, so daß er mit mir die Haustür erreichte:

„Bitte, Herr, alarmieren Sie noch nicht die Polizei! Kommen Sie mit mir zu Herrn Kunkel!“

„Ich denke ja gar nicht daran; hier tut Eile und Polizei not.“ Damit stürzte ich davon und sah noch, daß er händeringend nachlief, und als er mich nicht erreichte, um die Ecke zum Kunkelschen Hause hin verschwand.

Auf der Polizei meldete ich den Tatbestand möglichst so, daß ich einstweilen Juliane Ezechiel zu schonen versuchte: Mein Sohn befände sich in der Nachbarwohnung, und als er auffallend lange nicht wiederkehrte, trotzdem er sonst immer pünktlich sein Kolleg aufsuchte, hätten wir die Nachbarn

weder herausklopfen noch -klingeln können; es melde sich niemand; innen bliebe es totenstill. Der Portier habe, aus sichtlicher Angst vor der Polizei, die Tür selber öffnen wollen, aber vergeblich. Auch dann noch habe er mich hindern wollen, zu Polizei zu gehen, sondern habe den Wirt, Herrn Kunkel, holen wollen, zu dem er auch inzwischen hirtgestürzt sei.

Der Wachtmeister hörte mich phlegmatisch an, vertiefte sich in seine Akten, gähnte herzhaft und sagte, zerstreut aufblickend, zu meiner schmerzlichen Enttäuschung:

„Ja, gestatten Sie, in dem, was Sie mir da sagen, sehe ich nicht den geringsten Grund zum Eingreifen. Im Gegenteil! Wie kämen wir dazu, ohne ganz triftige Gründe, eigentlich doch nur, weil Ihnen dort nicht geöffnet wird, polizeilich aufmachen zu lassen? Der nackte Tatbestand ist doch nur der: Ihr Sohn ist zu den Nachbarn gegangen, und Ihnen wird nach einer Weile nicht geöffnet. Ja, das ist doch noch kein Grund, ein Verbrechen auch nur zu vermuten! Ihr Sohn kann doch von den Nachbarn aus ins Kolleg gegangen sein, und inzwischen sind eben auch die Nachbarn ausgegangen. Wenn wir in deren Abwesenheit die Wohnung aufmachten, würden wir uns einen schönen Prozeß auf den Hals ziehen; ich riskiere ja, pensioniert zu werden. Das geht nicht. Sie müssen abwarten, ob Ihr Sohn im Laufe des heutigen Tages wieder erscheint; dann wollen wir weiter sehen.“

Er kümmerte sich gar nicht mehr um mich, sondern wandte sich einem anderen zu. Ich verfluchte mein zartes Taktgefühl und bat ihn nochmals um sein Gehör; ich hätte ihm aus einer gewissen Diskretion das Gravierendste verschwiegen.

„Aha!“ Jetzt wurde er ärgerlich: „Das ist natürlich was anderes. Warum schenken Sie mir nicht klaren Wein ein? Ihr eigener Schade! Also wie ist die Sache?“

Jetzt berichtete ich ihm haarklein alles, was sich mit uns zugetragen hatte. Seine Aufmerksamkeit war nun gespannter. Dann bemerkte er:

„Ne wahre Schauergeschichte. Sind wohl Spiritist? Ich sehe noch nicht klar. Wie heißen denn die Leute? Ich könnte allenfalls jemanden hinschicken, um die Nachtmusik usw. zu verbieten oder bereits ein Strafmandat anzudrohen. Das genügt alles nicht, um die Wohnung öffnen zu lassen — es sei denn, Sie hätten irgendwas Handgreifliches . . .“

Da reichte ich ihm das Billett: „Mein Sohn kann doch nicht im Pyjama ins Kolleg gegangen sein; er muß sich also noch in der Wohnung befinden, und da dort nicht geöffnet wird, ist etwas passiert.“

Der Wachtmeister erhob sich und winkte zwei Schutzleuten: „So sieht die Sache ganz anders aus. Jetzt werde ich das weitere veranlassen. Auf alle Fälle wäre es gut, gleich einen Schlosser mitzunehmen.“

Er telephonierte, gab verschiedene Weisungen, hielt mich aber, als ich mich mit den Schutzleuten entfernen wollte, noch einen Moment zurück:

„Halt! Wie heißen die Leute? Das weiß ich ja noch gar nicht.“

„Ezechiël; bei ihnen wohnt noch ein Fräulein Y. d'Obon.“

„Einen Moment!“ Er ließ sich hoch vom Regal einen dicken Aktenband langen und blätterte, während er dabei den Namen immerfort murmelte. Auf einmal blickte er mich inquisitorisch an:

„Es ist das Haus Nr. 26 in der Hartleibgasse? Diese Ezechiëls sollen im dritten Stockwerk wohnen?“

Ich bejahte. Er sah mich sehr streng an:

„Wie lange wohnen die Leute schon dort? Sie sind polizeilich überhaupt nicht angemeldet.“ Er sah jetzt aus, als ob er einen schlechten Witz vermutete: „Die Leute sind wohl jetzt erst hinzugezogen, und gleich Zank und Streit!“

Mir mißfiel dieser bevormundende Ton. Ich entgegnete ihm schroff:

„Ezechiëls sind dort die ältesten Mieter. Sie glauben doch nicht etwa, ich hielte Sie zum Narren!“

„Beruhigen Sie sich! Glauben kann ich, was ich Lust habe. Die Leute sind nicht gemeldet, und das ist kein Glaube,

sondern Tatsache. Da soll ich nicht einmal mißtrauisch werden?“

„Aber bitte, nicht gerade gegen mich!“

„Na, wissen Sie, Sie machen einen recht nervösen Eindruck, und es kommen bei uns sehr viele Falschmeldungen infolge von künstlichen Aufregungen vor. Laut der Akten steht die genannte Wohnung seit Jahren vollkommen leer.“

„Leer?“ Das Wort widerhallte so eigentümlich in meinem innern wie damals, als ich es von Kunkel so seltsam betont hörte.

„Jedenfalls wird die Sache jetzt noch interessanter. Es bleibt bei meinen vorigen Anordnungen. Der Schlosser wird auch bald zur Stelle sein.“

Ich begab mich mit den beiden Polizisten nach unserem Hause. Fast an der Tür stießen wir mit Herrn Kunkel und Megerle zusammen. Kunkel begrüßte mich mit sehr forcierter Jovialität; er lachte sogar harmlos:

„Immer wieder Aufregungen? Ja, ja, Sie vertragen so zurückgezogene, stille Leute nicht als Nachbarn. Sie hören ja gar nicht auf, mißtrauisch gegen die zu sein, und jetzt holen Sie gar die Polizei; nur weil Sie Ihren Herrn Sohn beim Frühstück vermissen. Meine Herren“ — er bot den Polizisten Zigarren aus seinem massiven Lederetui — „ersparen Sie sich mal die Mühe! Ich sehe schon selber nach dem Rechten und spreche gleich nachher selber mit dem Wachtmeister.“ Er lachte wieder in seiner Art, welche mir auf die Nerven fiel, mit hörbar verlogener Bonhomie: „Unser Herr hier hat wieder einmal schlecht geschlafen. Wenn man in eine neue Wohnung zieht, kommt das leicht vor; man muß sich erst gewöhnen. ’n Morgen, meine Herrn!“

Damit winkte er den Schutzleuten ab und wollte sich allein mit Megerle hinaufbegeben. Aber die Schutzleute weigerten sich, wegzugehen; sie bestanden darauf, daß sie gemessenen Befehl hätten.“

„Gut! Ich will den Wachtmeister sofort aufklären. Gehen wir noch einmal alle zur Wache!“

Auch mit diesem Vorschlage hatte er kein Glück. Sein Gesicht wurde finster, und er fügte sich mit gespielter Gleichgültigkeit.

Die Schutzleute ließen uns vorangehen und erklärten, sie müßten ihre Weisung schon deshalb strikt befolgen, weil Ezechiels polizeilich noch nicht angemeldet wären, obschon sie seit langen Jahren bereits hier wohnten.

„Die stehen in ganz alten Akten“, meinte der Wirt, „vielleicht sind die längst vernichtet.“

Statt aller Antwort lachten die Schutzleute nur, und einer meinte:

„Das glauben Sie ja selber nicht! Sie halten das Auge des Gesetzes wohl für kurzsichtig, Herr Kunkel?“

Als wir im dritten Stockwerke angekommen waren, hatte sich dort nichts geändert. Die Klatsch hatte meiner Frau einen Sessel gebracht, auf dem sie nun bleich und verhärtet saß und mir nur einen Blick voller Gram entgegensandte. Mehrmals hatte die Klatsch inzwischen wieder geklingelt und geklopft, ohne Wirkung zu erzielen. Man hörte von neuem jemanden die Treppe heraufkommen; das war der Schlosser, der die Sachlage schon zu kennen schien und sich unter Aufsicht der beiden Schutzleute daran machte, die Tür zu öffnen. Während seiner Bemühungen murmelte Megerle unverständliches Zeug vor sich hin. Es schien, daß er Herrn Kunkel versteckte Vorwürfe mache; denn dieser wurde plötzlich grob, fuhr ihn an und verbot ihm den Mund. Endlich ging die Tür mit einem kreischenden Geräusch nach innen zu auf. Meine Frau erhob sich, um sofort in die Wohnung mitzugehen. Ich hielt sie mit Mühe und Not zurück, und die Klatsch half mir, sie zur Geduld zu überreden. Die Schutzleute verfahren sehr vorsichtig. Sie meinten, vielleicht ströme irgendwo Gas aus. Das war aber nicht der Fall. Kunkel und Megerle mußten die Führung übernehmen; die Schutzleute folgten; der Schlosser ging mit, weil es möglich war, daß man noch andere Türen verschlossen fände. Ich ging beklommen als letzter hinterdrein. Was sofort auffiel, war ein modriger Geruch wie nach herbstlich

verwelkenden Blättern, und mit solchen war der Korridor so dick bestreut, daß unter unseren Tritten ein Rascheln entstand. Wir waren im Halbdämmer; Licht drang nur durch die Korridortüre ein; die rote Lampe brannte nicht.

„Öffnen Sie mal irgendwo“, sagte der eine Polizist zum Schlosser, „man sieht kaum die Hand vor den Augen.“

Der andere schrie fortwährend: „Holla, holla!“ Es blieb aber alles still. Der Schlosser tappte sich an der Wand entlang, bis er auf den nächsten Türgriff stieß; er rüttelte daran, und die Tür ging mit heiserem Quietschen auf. Himmel! Wie wurde mir? Der Korridor erschien völlig verwahrlost und kahl wie in einer jahrelang leerstehenden und niemals renovierten, schrecklich abgenutzten, stellenweise verfallenen Wohnung. Der Modergeruch, der aus dem soeben geöffneten Zimmer drang, verbreitete sich stechend. Von den Wänden hingen fahle Tapetenfetzen herab. Nicht die leiseste Spur eines Möbels fand sich weder im Korridor noch in jenem Zimmer, dessen Fenster, als man die Rolljalousie aufzog, sich als halb erblindet erwiesen. Vergebens auch suchte ich nach der großen Spiegeltür, hinter der ich bei meinem verhängnisvollen Besuch in das schwarzausgeschlagene Zimmer getreten war; die tapetenlose Wand starrte mir entgegen, allerdings mit einem umgrenzten Fleck, als ob dort einmal ein Spiegel oder ein Bild gehangen hätte. Sicherlich, das war eine Wohnung ohne jeden Mieter. Mein Gehirn drohte zu versagen, ich zweifelte an meiner Zurechnungsfähigkeit. Der Schlosser öffnete nach und nach alle auffindbaren Türen. Die Schutzleute inspizierten die Wohnung auf das sorgfältigste — überall derselbe trostlose Eindruck von langer Unbewohntheit und Verwahrlosung. Überall derselbe stechende, herbstliche Geruch und das Geraschel von vermoderten Blättern unter unseren Tritten. Mein armer Sohn! Ich erwehrte mich des Grausens, ja des Wahnsinns. Dabei zwang mich etwas zur fortgesetzten Beobachtung, und ein Gefühl sagte mir, daß wir hier doch noch den Aufschluß finden würden; daß uns hier immer noch etwas entginge. Megerle schritt mit

verbissenen Gesicht, wütend und verdrossen, in alle Räume. Kunkel hatte dagegen merkwürdigerweise seine Sicherheit wiedergewonnen:

„Sie sehen, hier ist nicht das geringste Verdächtige“, behauptete er unverfroren — eine Frechheit, welche mich sprachlos machte.

„Na, erlauben Sie mal gefälligst“, leuchtete ihm der eine Schutzmann energisch heim, während der andere ironisch lachte: „Ihnen scheint gar nicht aufzufallen, daß hier niemand wohnt, und wie es hier riecht und aussieht? Es steht doch hier sicherlich schon seit Jahren leer. Und das nennen Sie ‚nicht verdächtig‘! — Sie wollen uns wohl üzen?“

Da sagte Herr Kunkel zu allgemeinem Erstaunen:

„Sie haben mir doch vorhin selbst bestätigt, daß hier niemand polizeilich angemeldet ist. Verdächtig wäre doch die Sache also erst, wenn hier wirklich jemand wohnte.“

„Um Himmels willen“ — ich gewann meine Sprache wieder —, „haben Sie uns die Nachbarschaft, von deren Vorhandensein wir uns nur allzu betrübsam überzeugt haben, etwa nur vorgetäuscht! Was fällt Ihnen denn ein?!“

„Das beste ist“, bedeuteten mich die Schutzleute, „Sie lassen zunächst einmal uns mit dem Herrn verhandeln.“

Sie nahmen ihn darauf in das genaueste Verhör, und Megerle, der ebenfalls inquiriert wurde, bestätigte die Aussagen Kunkels. Beide behaupteten steif und fest, hier wohne seit vielen Jahren niemand. Im direkten Gegensatz dazu standen meine eigenen Behauptungen über das, was mir sowohl Kunkel wie Megerle beim Mieten ausdrücklich erklärt hatten. Die Schutzleute schlugen einen offiziellen Ton an und schickten den Schlosser weg, der kopfschüttelnd abgehen wollte, als ich es dringend verhinderte und darauf bestand, daß man vor allem weiteren Verhör doch erst nach dem Verbleib meines Sohnes forschen sollte: vielleicht wäre noch irgendwo eine versteckte Wand- oder Tapetentür? Kunkel und Megerle bestritten das. Die Schutzleute willfahrten aber meiner Bitte und ließen vom Schlosser nochmals alles aufs sorgfältigste revidieren; er fand jedoch nichts.

Da machte ich wieder und wieder auf die Korridorwand aufmerksam, an der die Spiegeltür sich befunden hatte. Sie wurde scharf abgeleuchtet und geprüft, und plötzlich machte der Schlosser sachkundige Augen und stieß einen Pfiff aus — er hatte etwas entdeckt:

„Treten Sie etwas zurück, meine Herren! In der Wand hier zeigt sich ein kleines Knöpfchen; vielleicht springt eine verborgene Feder auf.“

Er drückte vorsichtig auf die minimale Erhöhung, die jedem Laienauge leicht entgangen wäre. Die Maschinerie, wenn es eine war, schien aber verrostet und mußte frisch geölt werden. Er tropfte aus einer kleinen Kanne ein paar Tropfen Öl in die Fugen, wartete ab und drückte dann mehrmals auf das Knöpfchen. Man hörte einen knirschenden Laut wie von verrosteten Scharnieren. Dann aber geriet die Wand von oben bis unten in eine Erschütterung, und auf einmal sprang sie türartig nach außen auf uns zu, indem sie sich ächzend in einer Angel drehte. Am erstauntesten darüber schienen Kunkel und Megerle; sie beteuerten heilig, von einer solchen Tür nichts gewußt zu haben. Wir anderen wunderten uns wohl, waren aber nicht allzu sehr überrascht. Die Schutzleute und der Schlosser waren durch ähnliche Erfahrungen genügend vorbereitet, und ich selber bekam nur die Bestätigung dessen, was ich bestimmt erwartet hatte. Kunkel und Megerle dagegen gerieten förmlich aus dem Häuschen, und ihre Stutzigkeit machte dabei einen glaubwürdigen Eindruck. Hinter der Wandtür flatterten in der Tat verblichene Reste einer ehemaligen roten Portiere. Unbeschreiblich aber war der Anblick, der sich uns bot, als sich die Stockfinsternis des Raumes, in den wir jetzt eindringen, durch das Hochziehen der Fensterjalousie gelichtet hatte:

„Das reine Familienbegräbnis!“ meinte der eine Schutzmann.

Der Fußboden des leeren Gemachs, dessen Wände und Plafond vor Alter rußschwarz waren, schien meterhoch mit Schutt bedeckt, welcher in der Mitte zu einem Hügel emporgeschichtet war, den lauter vermodertes Laub und mürbe

Immortellenkränze unheimlich zierten. Und da — mir wurde es dunkel vor den Augen, während ich atemlos vor Schrecken zu diesem Grabmal im Zimmer eilte. Ich warf mich voller Entsetzen darauf nieder: denn bis zum Halse darin eingewühlt, der Länge nach ausgestreckt, in einer unsagbar widerwärtigen, wollüstigen Pose, den Kopf zurückgeworfen, die Miene grausig und lüstern zugleich — mein Sohn! Ich schrie immer wieder seinen Namen und hörte, wie die Schutzleute den Schlosser zum Arzte schickten.

„Bitte, mein Herr,“ sie hoben mich gewaltsam vom Boden, „Sie müssen sich ermannen und nichts anrühren oder verrücken — im Namen des Gesetzes und in Ihrem eigenen Interesse, bis die Gerichtskommission kommt.“

„Aber vielleicht lebt er! Lassen Sie mich!“

„Einen Augenblick Geduld! Das wird der Arzt ja gleich feststellen. Halten Sie lieber Ihre Frau zurück! Ersparen Sie ihr den Anblick! Wahrscheinlich hat der Schlosser ihr alles schon mitgeteilt.“

Natürlich, er hatte recht. Es konnte der Tod meiner Frau sein, wenn man Sie nicht verhinderte, hier einzutreten. Ich rannte in den Korridor zurück und sagte meiner Frau, welche mir schon entgegenkam, einfach:

„Julius ist gefunden; wie es scheint, ohnmächtig, und der Schlosser holt einen Arzt.“

Sie drohte zusammenzusinken; ich umschlang sie sanft und führte sie mit Hilfe der Klatsch in unsere Wohnung, wo wir sie zu Bett brachten und sie nach aller Möglichkeit über Julius beruhigten. Kaum war ich an die unselige Stätte zurückgekehrt, als der Arzt erschien, und zwar zu meiner Erleichterung unser in der Nähe wohnender alter Hausarzt. Ohne sich viel bei der merkwürdigen Situation aufzuhalten, beugte er sich zum Körper des Unglücklichen nieder, behorchte ihn und sagte sofort:

„Er lebt! Wir müssen ihn unbedingt ausgraben und genau untersuchen. Vor allem muß ich wissen, ob er transportfähig ist; es ist nicht gut, wenn er hier bleibt und hier zum Bewußtsein erwacht.“ Wir alle, auch Kunkel und Megerle,

legten mit Hand an. Vorsichtig wurde der Schutt entfernt und der Körper bald freigelegt. Bereits nach wenigen Minuten konnte der Arzt zu meiner Freude mitteilen, daß Julius vollkommen unversehrt, gut transportierbar erschien und sein Bewußtsein leicht wieder erhalten würde, wenn man ihn mit kaltem Wasser behandelte und ihm etwas Wein zwischen die Zähne flößte.

„Trocknen Sie nur Ihre Tränen! Ihrem Jungen ist eigentlich gar nichts passiert. Erzählen Sie mir nachher, wie er in diese sonderbare Lage gekommen ist.“

Ich hatte geweint, ohne es zu merken; jetzt weinte ich vor Freude, daß wir unseren Julius wiederhatten. Während der eine Schutzmann darüber wachte, daß Kunkel und Megerle nicht flüchteten, half der andere dem Arzte und mir, den Ohnmächtigen, der aber bereits schwache Zeichen von wiederkehrendem Bewußtsein gab, in unsere Wohnung zu schaffen. Jetzt spürte ich erst, wie kalt es in der Ezechielschen leeren Behausung gewesen war; ich war durchgefroren und klapperte mit den Zähnen. Der Arzt meinte, für Julius sei es ein Glück gewesen, daß ihn die Erde wie ein Mantel bedeckt und vor dem Erfrieren beschützt hatte. Wir betteten den Jungen in seinem Zimmer. Von weitem hörte ich die Klagerufe meiner Frau, und die Klatsch erschien, um mich eiligst zu ihr zu bitten. Während der Arzt seine Anordnungen traf, begab ich mich zu meiner Frau, und es gelang mir, sie zu besänftigen, so daß sie sich erholte und darauf bestand, unseren Sohn zu sehen. Sie stand auf, und ich geleitete sie an das Bett des Leidenden. Inzwischen aber hatte dieser die Augen aufgeschlagen, lag apathisch da und schien noch niemanden zu erkennen. Seine Geister sammelten sich allmählich. Der Arzt warnte uns, und wir ließen ihm Zeit, von selber zu sich zu kommen. Auch meine Frau vergoß jetzt Tränen der Erleichterung; wir waren froh, den Jungen unversehrt wieder zu haben, so daß wir uns den Kopf gar nicht darüber zerbrachen, wie er in jene grauenhafte Lage gekommen sein mochte. Die Klatsch machte sich am Ofen zu tun und ging und kam in kurzen

Abständen mit Heizmaterial. Der Arzt begann eine leise Unterhaltung:

„Was ist denn eigentlich geschehen? Sind Ihre sonderbaren Nachbarn da drüben ausgezogen und haben die Wohnung in einem derartigen Zustande zurückgelassen? War es ein Racheakt? Lebten Sie denn immer noch in Zank und Streit wegen der gestörten Nachtruhe? Oder was war los?“

Natürlich konnte er sich die Sache nicht anders zusammenreimen. Wir hatten ihn oft genug wegen unserer Schlaflosigkeit konsultiert. Unseren Aufklärungen brachte er große Skepsis entgegen:

„Nein, Sie werden mir doch zugeben, wir haben es mit harten Tatsachen aber nicht mit Träumen, Alpdruck und Halluzinationen zu tun. Ihr Herr Sohn war doch eben wirklich und nicht nur illusiv in dieser fürchterlichen Verfassung. Ich argwöhne viel eher, daß es mit Ihrem Wirte hier und seinem Komplizen, dem Portier, nicht ganz stimme. Die Leute haben was auf dem Kerbholz.“

Umsonst versicherte ich ihm, daß ich erst gestern bei den Ezechiels gewesen war und die Wohnung in ganz anderer, vielleicht wunderlicher, aber recht eleganter Verfassung gesehen hatte — allerdings sei ich dann das Opfer einer Halluzination geworden und in Ohnmacht gefallen. Mir selber versage jeder Erklärungsversuch; es sei ein Rätsel.

„Vielleicht kann uns der junge Mann dieses Rätsel besser lösen. Er wird bald zur Mitteilung fähig sein. Geben Sie ihm jetzt erst eine Stärkung, vielleicht etwas Fleischbrühe.“

Meine Frau ordnete das Nötige an, und die Klatsch ging sogleich hinaus, um einige Erfrischungen für uns zuzubereiten. Unterdessen hatte der Schutzmann stumme Figur gespielt, geduldig zugewartet und uns reden lassen. Er meinte jetzt sehr höflich:

„Könnte die gnädige Frau am Bette des jungen Herrn bleiben, so möchte ich die Herren wieder nach drüben bitten.“

Ich zog meinen Pelz an, und wir folgten dem Schutzmann in das wüste Quartier. Dort wurden wir schon

ungeduldig erwartet. Man wollte das Verhör erst in unserer Gegenwart weiter fortsetzen. Kunkel trieb die Unverschämtheit auf die Spitze; er machte mir Vorwürfe, daß er unsertwegen in solche Unannehmlichkeiten käme! Von Anfang an sei ihm unsere Nervosität aufgefallen, und er habe uns eine Menge Blech einreden müssen, aus Furcht, sonst alle Mieter zu verlieren. Es sei unglaublich: Ein Mieter, der neben oder unter sich keine Nachbarn habe, der dichte in die leere Wohnung einen so tollen Zauber hinein, daß er die Wahngelüste schließlich mit eigenen Sinnen wahrzunehmen glaube. Deshalb wolle er auch gar kein Blatt vor den Mund nehmen. Er habe genug von dieser verfluchten Wohnung ausstehen müssen. Die Wahrheit sei: Vor Jahrzehnten — er habe das Haus, nachdem seine Eltern früh verstorben waren, mit einundzwanzig Jahren, als er mündig geworden war, übernommen. Damals nun hätten diese Ezechiels mit der Y. d'Obon und dem Diener Alex wirklich hier gewohnt, bis eines Tages die ganze Familie geheimnisvoll ums Leben gekommen wäre; man hätte alle sechs Personen auf die schauerlichste Weise ermordet vorgefunden. Da es, weil niemals der Urheber des Mordes ermittelt worden wäre, zu keinem Prozeß gekommen sei, wäre die Sache nach einiger Zeit mehr und mehr in Vergessenheit geraten, so daß er mit Megerle, um die Wohnung leichter vermieten zu können, einen Schweigevertrag geschlossen habe. Auch das dunkle Gerücht wäre nach und nach verblaßt, und alles hätte gut werden können — da begann plötzlich eines Tages der „Spuk“ oder wie man es nennen wolle. Die Mieter dieser Wohnung seien von den entsetzlichsten Träumen heimgesucht worden. Einer nach dem anderen habe gekündigt. Es half kein Zureden; er habe sie schließlich leerstehen lassen müssen.

„Und das Namensschild vor der Tür? Und noch dazu mit dem Namen dieser angeblich ermordeten Familie?“

„Lassen Sie mich doch fertig erzählen! Es wird mir leichter ums Herz, daß ich mich endlich mal aussprechen kann. Megerle wird alles bestätigen.“

Megerle nickte eifrig; er schien seine Taubheit vergessen zu haben. Der Wirt beendigte seinen Bericht:

„Ja, wissen Sie, da mußte ich mich zu einem mir ganz unschuldig scheinenden Betrug entschließen. Zuerst überwand ich meinen Widerwillen und zog selber hier herein. Brrrr! Nie wieder! Solche Folterqualen, derartige Gruselnächte möchte ich nicht mehr erleben! Aber nun brachte ich doch auch ein schweres Opfer und kann doch verlangen, daß das wenigstens lohnt. Ich schloß die Bude ein für allemal zu. Beachten Sie, daß ich sogar das Ochsenauge in der Diele vermauern ließ, um die Geschichte nur ja möglichst zu isolieren. Und jetzt muß ich Ihnen etwas sagen, was Sie mir vielleicht nicht glauben werden, und was doch buchstäblich (wortwörtlich genommen) wahr ist. Kurze Zeit, nachdem ich die Wohnung hier endgültig hatte leerstehen lassen, findet Megerle das Namensschild angeschraubt und die Visitenkarte darunter. Das ist nun auch der Anstoß dazu gewesen, daß ich selber nicht mehr in dem Hause wohne. Mir war es, als ob sich der ehemalige Mörder hier wieder zu schaffen mache und mit dem Namensschild der ehemaligen ermordeten Mieter seinen Schabernack treibe. Das Haus, als Erbteil meiner Eltern und Andenken an meine kurze Kinderzeit mit ihnen, wollte ich nicht verkaufen. Und wozu sollte ich mich ins eigene Fleisch schneiden und meine Mieter warnen? Ich hatte meinen berechtigten Egoismus. Das Schild und die Karte zu entfernen, mußte ich aufgeben, weil es immer wieder hier befestigt worden ist, ohne daß wir jemals auch nur einen Verdächtigen entdeckten. Na, nu war es doch auch besser, daß hier statt eines erflunkerten Namens ein richtiger stand von Leuten, die wirklich einmal hier gewohnt hatten. Inzwischen wechselte das Haus mehrmals alle Mieter, und schließlich hielt man die Wohnung wegen des Schildes für vermietet. Mein ganzes Verbrechen besteht nur darin, daß ich die Leute glauben ließ, was sie wünschten. Megerle und ich verloren anderen gegenüber kein Wort mehr über die Sache. Man witterte auch im

Hause keinerlei Unrat; es bildete sich eine plausible Legende über die vornehm reservierte Familie. Man wollte mehrmals gewisse Gestalten gesehen haben, einen Diener, eine Mamsell, junge Damen. Wir ließen Rede vor Ohren gehen und bestärkten die Leute höchstens in ihren Einbildungen. Zeigte sich lange Zeit nichts, so waren Ezechiels eben verweist. Alles wäre gut gewesen, wenn nicht die Wohnung hier gegenüber uns fast so fatal geworden wäre wie diese hier. Noch eine Wohnung dauernd leerstehen zu lassen, hätte mich halb ruiniert. Ich mußte es also dulden, daß hier oben der Teufel los war, und in kurzen Fristen ein Mieter nach dem anderen kündigte. Das war immerhin das kleinere Übel. Es entstand zwar dadurch Gerede, aber nur in dem Sinne, daß man Ezechiels für unverträglich und für so reich hielt, daß sie bei mir alles durchsetzen konnten. Was hatten wir für einen bösen Tanz mit den vorigen Mietern, einem alten Herrn und seiner Wirtschafterin! Die Wirtschafterin starb darüber, und der Alte verzog ins Ausland, sonst hätte ich einen klassischen Zeugen. Ich bin jetzt so weit, daß ich das Haus lieber verkaufen will. Mehr kann ich ihnen nicht verraten; ich weiß nichts mehr. An Geister glaub' ich trotzdem nicht, Megerle auch nicht. Wir sind aufgeklärt und abgebrüht. Aber Träume, Wahnsinn, Nerven, Einbildungen — das wird es wohl sein. Wo mal ein Mord geschehen ist, bleibt es unheimlich; und das ist wie eine Ansteckung und ergreift auch solche, die nicht das geringste damit zu tun hatten.“

Zu den letzten Worten hatte der Arzt beifällig genickt.

„Es hilft nichts, Herr Kunkel,“ sagte der eine Schutzmann, „Sie und der Portier müssen schon mit auf die Wache, damit Sie Ihre Angaben zu Protokoll geben. Die anderen Herren erhalten Nachricht, und sobald Ihr Sohn“, wendete er sich zu mir, „wieder hergestellt ist, muß er sofort nach der Wache kommen, um dort seine Aussage zu machen.“

Der andere Schutzmann blieb noch zur Stelle, um die Wohnung zu bewachen, bis der Schlosser sie wieder abgeschlossen haben würde. Kunkel und Megerle wurden

abgeführt. Der Arzt und ich gingen in meine Wohnung zurück. Dort fanden wir Julius, der sich an der Fleischbrühe letzte, wieder im Vollbesitz seiner Verstandes- und sonstigen Kräfte vor. Der Arzt ließ sich behutsam in ein Gespräch mit ihm ein:

„Sie haben sich mit Ihren Studien wahrscheinlich überangestrengt? Sie müssen ein wenig pausieren und erst wieder erholt sein, bevor Sie sie fortsetzen.“

Julius hielt im Löffeln seiner Bouillon inne und sah ihn aufmerksam an, als ob er sich an etwas erinnern wollte:

„Was ist denn eigentlich geschehen? Bin ich krank? Es ist mir doch, als hätte ich etwas vergessen und könnte mich auf etwas sehr Wichtiges nicht besinnen.“

Er aß dann ruhig weiter und blickte uns lächelnd an. Da kam leider die Klatsch ins Zimmer und meldete:

„Na nu ist drüben wieder alles still; der Schlosser hat alles zugemacht, und es sind sogar von außen polizeiliche Siegel an der Tür.“

Wir erschrakten und winkten ihr vergebens ab. Das Unheil war schon geschehen. Dem Julius fiel der Löffel aus der Hand. Julius verlor die Farbe, sank um, und der Arzt sprang sofort auf ihn zu — da richtete sich der nur halb Ohnmächtige von selber wieder auf, gewann unvermutet seine Festigkeit wieder und, sich vor Grauen schüttelnd, sagte er:

„Gräßlich! Gräßlich! Jetzt steht mir alles wieder vor Augen — liebe Eltern, wir müssen weg aus diesem scheußlichen Hause!“

Wir wollten ihn beschwichtigen und seinen Reden Einhalt tun; aber der Arzt riet uns, ihn ruhig gewähren zu lassen:

„Sprechen Sie sich nur aus, lieber Julius, es wird Ihnen gut tun!“

Julius errötete plötzlich tief, ich konnte mir denken, weswegen; er erbat denn auch mit niedergeschlagenen Augen und doch mit einem Anflug seiner gewohnten Schelmerei unsere Verzeihung, und wir gewährten sie ihm gern, nicht nur aus Freude über seine Erholung, sondern auch in der Zuversicht, daß er eine gründliche Lehre erhalten und genug gebüßt habe. Wir verziehen ihm diese Frivolität,

daß er sich durch das Billett hatte zu einem Stelldichein verlocken lassen, wenn auch niemand sich das Rätsel zu lösen wußte, daß das Billett unzweifelhaft echt und wirklich; das Mädchen dagegen, von dem es ihm zugesteckt worden war, aller Wahrscheinlichkeit nach nur ein Phantasma schien.

„Also wenn du dich stark genug fühlst, lege deine Beichte ab, lieber Julius“, ermunterte ich ihn, und wir hörten:

„Das junge Mädchen, welches sich zu meinem Ergötzen Juliane nannte, was mir ein Wink des Himmels schien, traf ich, wie ich euch schon erzählte, liebe Eltern, als ich in unsere Wohnung eintreten wollte, vor seiner Entree; wir stießen mit unseren Köpfen zusammen, lachten und tauschten einige freundliche Worte und noch viel freundlichere Blicke aus; ich leugne nicht, daß sie mir sehr gefiel. Daß ich euch aber sofort von dieser interessanten Begegnung erzählte, ist doch wohl ein Beweis dafür, daß ich wirklich keinerlei schlimme Verheimlichungen dabei im Sinne hatte; gewiß nicht! Im Laufe des Tages mußte ich immer lebhafter an das schöne Ding denken; meine Phantasie entzündete sich; meine Gefühle erwarnten; ich wünschte sehnlichst, sie wiedersusehen, und bald darauf sollte dieser Wunsch und mehr, als ich in meiner kühnsten Erwartung angenommen hatte, sich erfüllen. Da ich gegen Abend vom Ausgange zurückkam, öffnete sich die Tür drüben nur mit einem Spalt, eine Stimme flüsterte ‚Herr Julius!‘, und ein schöner Mädchenarm hielt mir eine kleine geschlossene Faust entgegen. Während ich sie zärtlich mit meinen Fingern umklammerte, fühlte ich ein Briefchen in meiner Hand; der Arm zog sich zurück, und die Tür schloß sich sofort. Ich ging spornstreichs auf mein Zimmer, machte Licht und las diese Aufforderung zum Rendezvous. Kein Wunder, liebe Eltern, wenn ich euch beim Abendbrot so abgezogen erschien. Es ist ja begreiflich, daß ich in meinen Gedanken ganz wo anders war. Vielleicht, ja, gewiß hätte ich dieser Versuchung mannhaft widerstanden, wenn ich nicht durch den Umstand, daß das Mädchen ausgerechnet Juliane hieß,

weit mehr aber noch durch das Mysterium, daß ich sie einige Male in meinen Träumen oder Halluzinationen vorhergesehen hatte, förmlich hypnotisiert gewesen wäre. Nein, ich dachte nicht im Ernst an eine Verführung der Kleinen, noch dazu in der Wohnung ihrer Eltern; aber ich wollte sie wiedersehen und im Gegenteil ihr diese mir keineswegs gefallenden Heimlichkeiten abgewöhnen — warum sollten denn unsere beiden Familien, da wir ja Nachbarn waren, auf die Dauer so separiert bleiben? Ich wollte sie gewissermaßen erziehen und sie veranlassen, uns in normal gesellschaftlicher Weise in Berührung zu bringen. Die Kleine war noch jung; man mußte ihr diese Backfischromantik austreiben — diesen Zweck gedachte ich ehrlich zu verfolgen, als ich mich zur anberaumten Stunde — ihr hattet euch schon in euer Schlafzimmer zurückgezogen — hinwegstahl. Es war ein Kunststück, sich so geräuschlos aus der Wohnung zu entfernen. Als ich vor der Nachbarpforte stand, war ich auf böse Überraschungen gefaßt: vielleicht hatte mich das Mädchel in eine Falle gelockt und würde entweder gar nicht erscheinen oder den Diener auf mich hetzen, wenn nicht etwa noch viel Peinlicheres sich ereignete? Nichts von alledem! Kaum stand ich in bänglicher und doch lüsterner Erregung ein paar Sekunden da drüben, als sich tonlos die Tür öffnete und ich in den düster rotbeschiedenen Korridor hineingezogen wurde: Juliane, schleierartig weiß gewandet, die eine Hand an den Lippen, die andere zwischen meinen Fingern, führte mich. Wir glitten auf den Zehen den Korridor entlang auf einen großen Wandspiegel zu. Rechts davon bog der Gang um eine Ecke. Sie aber stand zu meiner Verwunderung vor dem Spiegel still, legte ihr Ohr an seine blanke Fläche und horchte, während ihr liebliches Gesichtchen eine ängstliche Spannung zeigte. Bald klärten sich ihre Züge auf; sie hauchte: Alles gut!, und jählings, ehe ich wahrgenommen hatte, wie sie es bewerkstelligte, drehte sich der große Spiegel wie eine Tür geräuschlos in einer Angel; eine rote Portiere kam zum Vorschein, welche sie beiseite zog — wir schritten in einen völlig

finsternen Raum, in dem es nach welken Blumen modrig und süßlich zugleich duftete. Sie umschlang mich, wir küßten uns gierig; noch ehe ich wußte, wie mir geschah, saßen wir, halb liegend, auf irgendeinem Polster. Wir flüsterten. Wir duzten uns. Es schien alles so natürlich, als ob wir uns schon lange kännten. Ich hatte aber meine Erziehungsmission nicht außer acht gelassen. Ich suchte in meinem Sinne auf sie einzuwirken, während sie meinen Mund immer wieder mit ihren Küssen schloß und mich berauschte. Dennoch verlor ich meinen Kopf nicht, obgleich es mir schien, daß ich selber verführt werden sollte. Ich hielt sie sanft von mir ab und fragte sie, ob ich denn ihren Anblick entbehren sollte; ob sie denn nicht ein wenn auch noch so dämmeriges Licht machen könne! Sie weigerte sich; es ginge nicht; wir würden entdeckt werden. Ihre Schwester sei nebenan, und auch Y. d'Obon ganz in der Nähe; oder der Diener würde es merken und die Eltern benachrichtigen. Das allerbeste sei, wir redeten nicht einmal, sondern handelten, da wir ja einig wären und uns angehören wollten. Es war entsetzlich schwer, dieser wolüstigen Versuchung nicht zu erliegen, aber ich widerstand, und wir spielten Venus und Adonis à la Shakespeare, aber ohne die trunkene Beredsamkeit dieser Ballade. Juliane erstickte mich fast mit ihren Küssen und Umschlingungen; erlaßt mir die nähere Ausmalung! Ich wußte mich ihrer kaum mehr zu erwehren und ermahnte sie vergebens zur Ruhe. Schließlich drohte ich ihr mit meinem Feuerzeug, das ich aus der Tasche meines Schlafanzugs nahm — auf der Stelle ließ sie von mir ab und beschwor mich, kein Licht zu machen: es könne mein augenblicklicher Tod sein! Ich war zugleich erschrocken und amüsiert; sie kam mir wieder sehr unreif vor, nachdem ihre Liebkosungen mich fast ein reifes Weib hatten vermuten lassen. Ich lachte sie aus, natürlich ohne lauten Ton. Sie aber wollte mir mein Feuerzeug entwenden, und wir rangen darum, was mir zunächst nur possierlich vorkam. Es war aber Ernst; ich fühlte Bisse und Stiche in der Hand und verwies sie fast zornig

zur Ruhe. Nochmals warnte sie mich davor, Licht zu machen. Sie ließe mir das Feuerzeug; ich solle ihr aber versprechen, es nicht zu benutzen; sie sei durchaus kein romantischer Backfisch — ich hatte dieses Scheltwort soeben gebraucht — ich schwebte wirklich in Lebensgefahr, wenn ich plötzlich sähe, wo wir wären. Mich durchzuckte etwas Unheimliches; mir drängten sich alle gespenstischen Traumerlebnisse der letzten Zeit beklemmend wieder auf. Ich erzählte ihr einiges davon, und sie bat mich, stille darüber zu sein. Sie deutete mir an, daß ihre Familie allerdings einmal etwas überaus Schreckliches erlebt habe, was immer noch wie ein Bann und schlimmer Alp auf ihnen allen liege; und sie wunderte sich nicht, daß dergleichen alle Wände so gut wie durchdringen und sich in Visionen mitteilen könne; sie hielt das nicht nur nicht für ausgeschlossen, sondern für überaus wahrscheinlich. Wir konversierten jetzt zu meiner Genugtuung sehr ruhig, fast konventionell. Sie meinte, die Nachbarn eines Hauses wüßten, durch solche geisterhafte Mitteilung, durch irgendeine ätherische Witterung instinktiv und auch vermitteltst der Träume dunkel voneinander; man solle nur darauf achten; ja, man könne sich auf diese Dinge trainieren; es sei allerdings nicht ungefährlich für die Nerven. Die Zeit rückte vor, und ich kam endlich auf das zu sprechen, was mir in unserem Falle rätlicher erschien als diese Geheimnistuerei braven Eltern gegenüber, welche gewiß gegen einen ziemlichen Verkehr nichts einzuwenden haben würden. Sie lachte mich aus und drückte mich wieder fieberhaft an sich: Laß doch alle diese Philisterbedenken, du wohlgezogener Knabe! Du bist ein scheußlicher Pedant! Sie schimpfte, und es entrang sich plötzlich ihrer Kehle ein heiserer Laut. Jetzt aber geschah etwas so Unvorhersehbares, daß ich argwöhnte, ich läge in meinem Bette und träumte: Ich hörte ein scheuerndes Geräusch, als ob ein Vorhang niederginge; eine fahlgrünliche Beleuchtung drang durch einen Spalt seitwärts über uns, und mit qualvoller Verwunderung sah ich, daß wir in einem zwar sehr eleganten, aber wie ein Leichenwagen anmutenden, schwarz

ausgeschlagenen Zimmer waren, dessen eine Wand sich auf einmal langsam niedersenkte. Sogar die Decke war schwarzgetüncht; aber lauter bleichweiße Möbel grinsten mich wie die Zähne eines ungeheuren Totenschädels an. Ich erhob mich halb und schüttelte Julianen von mir ab, welche in ihren Schleiern wie in einem Leichentuch aufstand und von mir fortflüchtete, wobei sie das Gesicht in ihren Händen verbarg. Das Gemach aber war, nachdem die Wand völlig in den Boden verschwunden war, um eine halbkreisartige Ausbuchtung erweitert, aus deren finstergrüner Dämmerung eine Julianen in den vagen Umrissen und nebelhaft erkennbaren Gesichtszügen sehr ähnliche Gestalt auftauchte — wohl die Schwester. Überhaupt begann sich mein euch damals erzählter Traum mehr und mehr zu bewahrheiten; oder vielmehr, mir war zumute, als ob er sich wiederholte; ich zweifelte daran, ob ich wirklich wach wäre; ein wahnsinnhafter Zustand. Jene Schwester aber schwebte in einer wahrhaft gespenstischen Weise, die Arme lang vor sich ausgestreckt, auf Julianen zu, welche vor ihr zurückwich: Du! Du nimmst ihn mir? — Juliane warf sich weinend der Schwester in die Arme; auch die andere fing an zu weinen; dann flüsterten sie miteinander. Ich riß mich gewaltsam aus meiner Lethargie und erhob mich; unwillkürlich machte ich einen Schritt gegen die Tür. Aber beide Mädchen liefen lautlos auf mich zu, und als ob keine mich der andern gönnte, stritten sie um mich in einem wütenden Ringkampfe; dabei zerrissen sie sich gegenseitig ihre Schleier und waren bald halbnackt in einer schemengleichen Schönheit zu sehen. Sie gaben sich ganz und gar schamlos ihrer Eifersucht hin und zankten sich um mich so heftig, daß sie bald jede Vorsichtsmaßregel vergaßen. Komme, was da wolle, rief Juliane mit lauter und doch merkwürdig echoloser Stimme: Ich muß ihn haben! Da stand mitten unter uns, ohne daß man sie hatte kommen sehen, eine schreckliche Alte, offenbar Y. d'Obon, in grotesk gouvernantenmäßiger Pose. Sie hob ein Perlmutterlorgnon vor ihre spitze Nase, funkelte aus

grünlichen Augen und zischte dann Worte der entschiedensten Entrüstung: Ist das eine Aufführung! Ich bin durch und durch empört. Sie laden einen jungen Herrn ein und vergnügen sich hier des Nachts!! Es muß sofort etwas geschehen; ich werde Ihre Eltern wecken lassen. Und Sie, mein Herr, Sie sind wohl der Sohn unserer Nachbarn — ich finde keine Worte, um Ihr Verhalten zu kennzeichnen! Ich stotterte ein unglaubliches Zeug heraus von vollkommenem Mißverständnis, welches sich bald aufklären würde; von den allerbesten Absichten. Ich bat sie, doch lieber im Interesse des guten Rufs der jungen Damen keinen Alarm zu schlagen; ich würde mich diskret entfernen, und ich verspräche ihr, derartige . . . Gewagtheiten nie zu wiederholen. Sie hörte gar nicht hin, sondern fragte mich peremptorisch: Wie kommt es, daß ich Sie hier treffe — und um eine solche Stunde? Darauf verstummte ich und schwieg verlegen. Zu meinem Erstaunen bekannte sich Juliane freimütig als die Schuldige, ohne aber mehr damit zu erreichen, als daß Y. d'Obon auf einen Klingelknopf drückte. Unmittelbar darauf steckte der Diener Alexander seinen bizarren Kopf zur Thür herein. Y. d'Obon befahl: Wecken Sie die alten Herrschaften! Bevor Alexander sich zurückzog, blickte er mich mit einer so ausgesprochenen Frechheit an, daß ich alle Verlegenheit fahren ließ und ihm meinerseits den Befehl gab, mich hinauszulassen. Er lachte mir ins Gesicht und verschwand hinter der Thür, in der ich einen Schlüssel sich umdrehen hörte. Es kann doch nicht Ihr Ernst sein, mich hier gefangen zu halten? wandte ich mich an Y. d'Obon. Statt zu antworten, sagte die Alte zu den Schwestern: Zieht euch zurück! Diese aber brachen in furchtbare Wut aus. Sie stürzten sich auf die Alte und rissen ihr die Kleider vom Leibe, indem Sie ausriefen: Du willst ihn für dich haben, Scheusal! Dabei näherten sich mir immer mehr alle drei, sie umringten mich enger und enger. Und wie in einer plötzlichen Übereinstimmung ohne alle Worte, zerging ihre Wut in eine wollüstige Ekstase. Sie vergaßen jede gegenseitige Eifersucht in einer

gemeinsamen Orgie. Ein mänadisches Attentat ballte uns vier in einen Klumpen zusammen, der sich auf der Erde wälzte. Ich gebrauchte alle Kräfte, um mich von ihnen zu befreien, und fühlte meinen Widerstand schon erlahmen, als ein neues Ereignis uns alle bannte. Die Halbkreiswand des Nebengemachs erhob sich in der Mitte auseinander. In einem tiefen Saal wurden zwei Katafalke im Scheine von Kandelabern sichtbar. Der Diener Alexander half in ehrerbietiger Haltung einem alten Manne in Leichengewändern aus dem Sarge, und dieser wiederum war einer Dame beim Aussteigen aus dem anderen Sarge behilflich. Während Alexander im Hintergrunde folgte, kamen die beiden Herrschaften langsam auf uns zu. Jetzt war ich davon durchdrungen, das Ganze nur zu träumen. Vergebens versuchte ich, den Bann von mir absuschütteln. Ein nur noch tieferes Grausen erfüllte mich, als ich die Entdeckung machte, daß die Näherkommenden halbverwest waren. Sie standen mit jammervollen Mienen, soweit noch Haut an ihren Schädeln zu unterscheiden war, im grünlichen Lichte des Nebenraums am Eingang zum unserigen still und, kein Glied regend, sahen sie unendlich gramvoll und strafend auf unsere widerliche Gruppe. Dann schüttelten sie ihre Schädel und hoben lange, entfleischte Arme; sie wiesen mit ihren Knochenfingern auf mich: Wieder ein Eindringling, klagte der alte Mann. Hättet ihr bei Lebzeiten eure Triebe beherrscht, so wären wir nie ermordet worden. Ihr laßt junge Männer zu euch ein, auch jetzt noch, wo ihr verfault seid. Laßt es wenigstens heute genug sein. Sie tun mir leid, junger Mann! Sie werden Unannehmlichkeiten haben und die Nacht hier übel zubringen. Aber sie haben es sich selbst zuzuschreiben. Lernen Sie Ihre Triebe beherrschen. Alexander, mache dem Unfug hier ein Ende! Kaum war dieses gesagt, so war es, als ob der Boden unter mir wiche. Nach Gleichgewicht suchend, griff ich nach unten und wühlte in Ackererde und mürben Blättern. Scharfer Moderduft drang in meine Nase. Ich fühlte mich in lauter Erde versinken, hörte

einen Klang, wie wenn alle Wände zusammenstürzten; es wurde stockfinster, und mir vergingen alle Sinne. Als ich erwachte, lag ich hier, und ihr wart um mich. — — Ist es denn wahr? Habe ich alles das erlebt? Oder war ich in einem schweren Traum?“

„Du hast ja deine Beichte, lieber Julius, sagte ich, „damit begonnen, uns um Verzeihung zu bitten; dein Verantwortungsgefühl ist also gewiß wach.“

Ich reichte ihm das Billett Julianens, nachdem ich mich mit dem Arzte durch einen Blick verständigt hatte. Julius entfärbte sich:

„Also kein Traum!“ erschrack er und fiel in seine Kissen zurück.

„Hallo!“ rief der Arzt und richtete ihn an den Schultern wieder hoch. „Seien Sie kein Kind, Julius! Sehen Sie der Wahrheit und Wirklichkeit ins Auge! Zum größten Teil war alles, was Sie da erlebt haben, doch nur geträumt; diese Versicherung kann ich Ihnen als Arzt geben. Ermannern Sie sich!“

„Ihr Männer verfährt zu roh“, sagte meine Frau und umarmte den Jungen, der sich auch bald beruhigte und, als ich alle diese Dinge ins Lächerliche zog, auch wieder lächelte. Der Arzt verabschiedete sich und riet mir allen Ernstes, sofort eine andere Wohnung zu suchen:

„Der Wirt ist dadurch, daß er Ihnen Vorspiegelungen gemacht hat, seines Rechtes verlustig. Gehen Sie einstweilen ins Hotel und nehmen Sie sich einen guten Rechtsbeistand. Meiner Ansicht nach muß Kunkel die Hotelrechnung bezahlen. Wenn der Junge hier herauskommt, wird er sich erholen; sonst stehe ich nicht dafür, daß es eine Psychose gibt. Auf Wiedersehen! Bin neugierig, wie der Fall sich noch weiter aufklärt.“

Damit drückte er mir die Hand. Ich befolgte seinen Rat. Bereits die nächste Nacht fand uns in einem bequemen Hotel. Eine Unmenge Nachforschungen fanden noch in dieser Affäre statt, ohne daß sie bisher restlos aufgeklärt worden wäre. Die Angaben Kunkels und Megerles bestätigten sich in allen Punkten. Natürlich regneten ihm jetzt

die Kündigungen ins Haus. Er verlor eine Anzahl Prozesse, und auch wir kamen zu unserem Rechte. Sogar sollte er uns eine Entschädigung zahlen, auf die wir edelmütig verzichteten. Wir sind froh, die unheimliche Wohnung losgeworden zu sein, und fühlen uns in unserer jetzigen durchaus behaglich. Eines witzigen Umstandes möchte ich noch erwähnen, von dem sich ebenfalls nicht konstatieren läßt, ob er dem Zufall oder einer mysteriösen Absicht zur Last zu legen sei: die unheimliche Familie hieß „Ezechiel“. Ich erwähnte schon, daß auf dem Namensschild an der Tür die beiden ersten Buchstaben verrostet waren. Die Umkehrung der übrigen aber, „echiel“ ergibt das Wort „Leiche“. Auf der Visitenkarte unter dem Schilde hieß es „Y. d’Obon“ — die Umdrehung dieses Namens ergibt „Nobody“ — niemand. Dem Wirte Kunkel kann man diesen Witz schon deshalb nicht zutrauen, weil jene ermordete Familie in der Tat Ezechiel geheißen hatte; und auch Y. d’Obon hatte wirklich einmal existiert. Mit „nomina omina“ ist hier auch nicht viel geholfen. Sagen wir getrost: schlechte Technik nach berühmten Mustern. Und damit bin ich beim Autor selber angelangt.

VON
M Y N O N A

IST ERSCHIENEN

bei Kurt Wolff Verlag, München

ROSA DIE SCHÖNE SCHUTZMANNSFRAU
SCHWARZ = WEISS = ROT
DIE BANK DER SPÖTTER
ein Unroman

DER SCHÖPFER

Novelle, mit Illustrationen von Alfred Kubin

bei Georg Müller, München

DAS WIDERSPENSTIGE BRAUTBETT
Grotesken

HUNDERT BONBONS
groteske Sonette, mit Titelbild von Alfred Kubin

im Sturm-Verlag, Berlin

FÜR HUNDE UND ANDERE MENSCHEN
Groteske

bei Paul Steegemann, Hannover

UNTERM LEICHENTUCH
eine tolle Gespenstergeschichte

in Vorbereitung

DAS EISENBAHNGLÜCK
ODER DER ANTIFREUD
Grotesken

ABENDGRÜN, ABENDGRÜN! ANTODIEN

DIE SILBERGÄULE

Eine radikale Bücherreihe

Dichtung / Graphik / Essai

Band 2. - M., Doppelbände 3. - M. u. 4.50 M.

GESAMTAUFLAGE ÜBER 150000 BÄNDE

- Bd. 1/2 Rud. Leonhard / *Briefe an Margit / Gedichte an eine Schauspielerin*
Bd. 3 Heinrich Mann / *Der Sohn / Novelle des Neuen Geschlechts*
Bd. 4 Kurt Hiller / *Gustav Wynekens Erziehungslehre und der Aktivismus*
Bd. 5/7 V. C. Habicht / *Echnaton / Novelle aus dem alten Ägypten*
Bd. 8/9 Kurt Martens / *Der Emigrant / Novelle des antiken Eros*
Bd. 10/11 Kasimir Edschmid / *Stehe von Lichtern gestreichelt / Gedichte*
Bd. 12 Heinrich Vogeler-Worpswede / *Expressionismus der Liebe*
Bd. 13/14 Berta Lask / *Stimmen / Ekstatische Gedichte*
Bd. 15 Bernhard Dörries / *Mittelalter / 8 Ursteindrücke*
Bd. 16 Anton Schnack / *Die tausend Gelächter / Verse der Lust*
Bd. 17 Otto Flake / *Wandlung / Novelle der Demut*
Bd. 18 Curt Moreck / *Die Hölle / Eine Ehegeschichte*
Bd. 19 Heinrich Vogeler-Worpswede / *Das Neue Leben*
Bd. 20 Carl Hauptmann / *Lesseps / Ein legendarisches Porträt*
Bd. 21/22 Carl Hauptmann / *Des Kaisers Liebkosende / Legende*
Bd. 23/24 Carl Hauptmann / *Der schwingende Felsen von Tandil / Legende*
Bd. 25/26 Ludwig Bäumer-Worpswede / *Das Wesen des Kommunismus*
Bd. 27/28 Max Krell / *Das Meer / Erzählung*
Bd. 29/30 V. C. Habicht / *Der Triumph des Todes / Ein Mysterienspiel*
Bd. 31/32 Franz Weinrich / *Himmliches Manifest / Ein Gesicht*
Bd. 33 Wilhelm Michel / *Gustav Landauer / Essais*
Bd. 34/35 Olaf / *Der bekränzte Silen / Verse des antiken Eros*
Bd. 36 Heinrich Vogeler-Worpswede / *Stellungswesen und Arbeitsschule*
Bd. 37/38 Fritz Burger-Mühlfeld / *Legenden / 13 Steinzeichnungen*
Bd. 39/40 Kurt Schwitters / *Anna Blume / Dada-Dichtungen*
Bd. 41/42 Kurt Schwitters / *Kathedrale / Merz-Steinzeichnungen*
Bd. 43/44 Max Burchartz / *Die Dämonen / Steinzeichnungen zu Dostojewski*
Bd. 45/47 Mynona / *Unterm Leichentuch / Gespenstergeschichte*
Bd. 48/49 F. W. Wagner / *Jungfrau plagen männertoll / Grotesken*
Bd. 50/51 Hülsenbeck / *En avant dada / Geschichte des Dadaismus*
Bd. 52/53 Arp / *Die Wolkenpumpe / Dada-Dichtungen*
Bd. 54 Heinrich Vogeler-Worpswede / *Proletkult / Essai*
Bd. 55/56 Max Sidow / *Hermaphrodit / Dichtung*

PAUL STEEGEMANN VERLAG HANNOVER

N E U E G R A P H I K

von Mitgliedern der Hannoverschen Sezession u. a.

MAX BURCHARTZ / DIE DÄMONEN

Es wurden 50 Exemplare auf handgeschöpftem Jandersbütten abgezogen, handschriftlich signiert; in Mappe, je 100 Mark Nr. 1 - 10, Mappe in Seide gebunden je 300 Mark

FRITZ BURGER-MÜHLFELD / 13 STEINZEICHN.

Es wurden 50 Exempl. auf Alpha-Papier abgezogen, handschriftl. signiert, in leichter Mappe je 150 Mark

FRITZ BURGER-MÜHLFELD / 6 STEINZEICHN.

Es wurden 50 Exempl. auf Alpha-Papier abgezogen, handschriftl. signiert, in Halbleinen-Mappe je 200 Mark

ELISABETH COING / MARIENLEBEN

10 Holzschnitte in Passepartout und Mappe, 25 Ex., je 60 Mark

BERNHARD DORRIES / MITTELALTER

Sehn Originallithographien auf Japan - Alexandria - Bütten, handschriftlich signiert, 50 Exemplare Nr. 1 - 10 in Seide gebunden je 300 Mark Nr. 11 - 50 in Mappe je 100 Mark

E. M. ENGERT / KLEINE MAPPE

(Mitglied der Darmstädter Sezession) Sechs Originalholzschnitte auf Japan, handschriftlich signiert, 75 Exemplare Nr. 1 - 10 in Mappe je 100 Mark Nr. 11 - 75 in Mappe je 75 Mark

KONRAD WEINMAYER / E. M. ENGERT

Verzeichnis seiner graphischen Arbeiten mit 40 Abbildungen und Text. Einmalige Auflage in 100 nummerierten und vom Künstler handschriftlich signierten Exemplaren. Großfolio-Format, in Leinen gebunden, fast vergiffen; diese je 60 Mark

OTTO HOHLT / PEER GYNT

Acht Ursteinzeichnungen, 90 Exemplare Nr. 1 - 30 in Mappe, handschriftlich signiert je 60 Mark Nr. 31 - 90 in Umschlag je 20 Mark

KÄTHE SCHMIDT / ERLÖSUNG

Sehn Originallithographien auf Bütten. Einmalige Auflage in 100 handschriftlich signierten Exemplaren, in Mappe. Bis auf wenige Exemplare vergiffen; diese je 60 Mark

M a n n v e r l a n g e P r o s p e k t

PAUL STEEGEMANN VERLAG HANNOVER

EINMALIGE VORZUGSAUSGABEN

- Kasimir Edschmid *Stehe von Lichtern gestreichelt / Gedichte*
Otto Flake *W a n d l u n g / Novelle*
V. C. Habicht *E d n a t o n / Novelle*
Rudolf Leonhard *Briefe an Margit / Gedichte an eine Schauspielerin*
Heinrich Mann *D e r S o h n / Novelle*
Kurt Martens *D e r E m i g r a n t / Novelle*
Berta Lask *S t i m m e n / Gedichte*
Anton Schnack *Die tausend Gelächter / Gedichte*

Diese Vorzugsausgaben sind auf schwerem Bütten in nur 50 vom Dichter handschriftlich signierten Exemplaren abgezogen, Format 20 × 28 cm, in Halbpergament gebunden je 50 Mark

- V. C. Habicht *Der Triumph des Todes / Ein Mysterienspiel*
Subskriptionsausgabe, 200 numerierte und vom Dichter signierte Exemplare, fast vergriffen je 20 Mark

- V. C. Habicht *Symbol und Pflicht / Ein Hochzeitgedichte-Keany*
Privatdruck, fast vergriffen je 5 Mark

- Carl Hauptmann *Lesseps / Ein legendarisches Porträt*

- Carl Hauptmann *Des Kaisers Liebkosende / Legende*

- Carl Hauptmann *Der schwingende Felsen von Tandil / Legende*

- Olaf *Der bekränzte Silen / Verse des Eros pädikles*

Diese Vorzugsausgaben sind auf Jander-Dickdruckpapier in 100 numerierten und vom Dichter handschriftlich signierten Exemplaren abgezogen, Quartformat, in Halbpergament gebunden je 30 Mark

- Paul Verlaine *Frauen / Deutsche Umdichtung des Buches Femmes von Curt Moreck / Privatdruck, in Ganzpergament gebunden je 550 Mark*
In Halbpergament gebunden je 80 Mark

- Paul Verlaine *Männer / Deutsche Umdichtung des Buches Hommes von Curt Moreck / Privatdruck, in Ganzpergament gebunden je 550 Mark*
In Halbpergament gebunden je 80 Mark

PAUL STEEGEMANN VERLAG HANNOVER

DER ZWEEMANN

MONATSBLÄTTER FÜR DICHTUNG U. KUNST

Herausgeber:

HANS SCHIEBELHUTH UND CHRISTOF SPENGE MANN

DIE ERSTE JAHRESFOLGE
November 1919 bis Oktober 1920

* *

DICHTUNG / ESSAI
GLOSSE / KRITIK
ORIGINALGRAPHIK

Monatlich erscheint ein Heft
von 20 Seiten in Großquart.
Jedes Heft enthält drei bis vier
originalgraphische Beiträge

* *

Einzelheft 2.50 Mark
Halbjahresabonnement 14.- Mark
Jahresabonnement 26.- Mark

Man abonniert bei allen Buchhand-
lungen und beim Verlag
Prospekte gratis

DER ZWEEMANN / VERLAG / HANNOVER

LEONHARD FRANK

Der Mensch ist gut

Volksausgabe 1. bis 50. Tausend Mk. 3.—

Das neue Zeitalter, das im Zeichen der Wahrheit, der Freiheit und Gerechtigkeit steht, kündigt sich in diesem Buche mit urgewaltiger Kraft an: Dieser aufrüttelnde, hinreißende Prophetenruf wirft seinen verheißungsvollen Schein über unsere Finsternis und läßt unsere Hoffnung auf den kommenden Tag stark und mutig werden.

Rudolf Urzinger (Stuttg. Neues Tageblatt): Einer schrie hinein seine unerhörte Liebe zum Menschen, Leonhard Frank. In ihm spricht die Leidensgeschichte der ganzen Welt, die ganze unsägliche Verwundung quillt aus seinem geknechteten Herzen, aus dem großen Herzen der lieblosen, grausamen Welt. Kommenden Geschlechtern wird Frank vielleicht als der mutigste und zugleich gütigste Dichter unserer scheinheiligen, größtentollen Zeit erscheinen. Wirklich, er muß es sein, ein Mensch, der so nach Überwindung, so nach Befreiung aus den Sarghöhlen schrie, keuchte unter dem Jammergetürm unserer Tage. In dem unendlichen Wachstum gedrängter Fülle, in dem unbesieglchen Bekennermut, in der absolut fordernden Zeitlichkeit tritt uns Leonhard Frank als der erste Tolstoianer unter den Heutigen entgegen

Hermann Bahr im „Neuen Wiener Journal“: In Zürich ist jetzt Unruhs „Vor der Entscheidung“ aufgeführt worden, *neben Leonhard Franks höllisch glühenden, von allen Flüchen dieser Zeit durchtrasten Erzählungen* das Höchste, was an deutscher Kunst der Krieg erbracht hat

„*Das Kleine Journal*“: . . . Leonhard Frank ist ein Dichter von Gottes Gnaden. Er entwickelte eine Empfindungsskala mit einer psychologischen Schärfe, die wie beabsichtigte Exemplifizierung auf experimentell ermittelte Gesetze wirkt. Man staunt über die Fülle beigebrachter Züge: dabei strömt durch die kurzen, funkelnden Sätze ein Strom von tiefmenschlichen Eigengefühls, der sich dem Leser in wunderbarer Unmittelbarkeit vermittelt. „Der Mensch ist gut“ lautet Leonhard Franks Buchtitel (Max Rascher Verlag Zürich und Leipzig 1918), und es ist die Devise seines Lebens. Aus seiner edlen Menschenart und Milde propagiert er kristallenes Seelentum und Reinheit kommender Herzenserlesenheit

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag

**GUSTAV KIEPENHEUER
VERLAG / POTSDAM-BERLIN**

D I E E R D E

H A L B M O N A T S S C H R I F T

HERAUSGEBER: WALTHER RILLA

DIE ERDE kämpft für die Verwirklichung der Gebote menschlicher Vernunft im Aufbau eines schöpferischen Lebens. Sie wird nicht aufhören die Revolution vorzubereiten, welche die neue, jeden Nationalismus und allen Grenzpfahlwahnsinn niederreißende Einigkeit und Einheit der Menschheit zu stabilieren hat. Sie ist: zusammengefaßter Ausdruck eines neuen, wahrhaften Kulturwillens, dessen Manifestationen in Politik, Literatur, Philosophie sie, an der Seite des Proletariats, gegen diese Gegenwart stellt als Signale der kommenden klas-senlosen Gemeinschaft aller arbeitenden Menschen.

MITARBEITER:

Johannes R. Becher, Theodor Däubler, Otto Freundlich, Henry Guilbeaux, Otto Gross, Raoul Hausmann, Max Herrmann, Oskar Kanehl, Hermann Kesser, Kurt Kersten, Andreas Latzko, Pol Michels, Karl Otten, Wieland Herzfelde u. a.

U R T E I L E:

LA VOIX DES JEUNES, Luxembourg: „Walther Rilla ist der machtvoll ungestüme Herausgeber einer politischen und kulturpolitischen Halbmonatsschrift „DIE ERDE“. Imperativ dieser Streitschrift: daß wir die Synthese Marx-Tolstoi verwirklichen und die Änderung im Raume erzwingen, die Wendung, der das gottheitliche Reich morgen seine Entfaltung verdanken wird.“

LA FEUILLE, Genf: „Une nouvelle revue qui représente un caractère vif et intransigeant, tout en maintenant étroitement la note spirituelle, est rediguée par Walther Rilla: „La Terre“. En peu de temps, ce jeune pamphlétaire a acquis la confiance de tous, car il est adroit et son verbe est aussi sûr que fin: qualités rares chez un journaliste allemand.“

DER ZWIEBELFISCH, München: „Eine der durchaus wertvollsten radikalen Zeitschriften. Klar im Urteil, unbestechlich, gradlinig in der Verfolgung der revolutionären Ziele, von vernichtender Schärfe in der Satire. Flammen im Herzen, doch kühlen Verstandes, predigen die Genossen dieser kleinen Gemeinde die Religion der Befreiung.“

CARL STERNHEIM: „DIE ERDE“ ist neben der „Aktion“ das einzige nicht nur aufklärende, sondern geistig bedeutende Blatt.“

.....
Einzelheft 1 Mark

Quartalsabonnement 5 Mark

Vierteljährlich sechs Hefte
.....

Man abonniert durch die Post, die Buchhandlungen, oder direkt beim

V E R L A G D I E E R D E
BERLIN - H A L E N S E E, Markgraf Albrechtstr. 6

Bibliothek der FES



1084085



**EDLER & KRISCHE
HANNOVER-BERLIN**